Die Elenden.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Zehnter Band.

Fünfte Abtheilung: Jean Valjean.

Zweiter Band.

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Jean Valjean.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Zweiter Band.

(Fünfte Abtheilung der „Elenden“.)

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Jean Valjean.

Fünftes Buch.

Der Enkel und der Großvater.

I.

Worin man den Baum mit dem Zinkpflaster wieder sieht.

Einige Zeit nach den Vorgängen, die wir soeben erzählten, gerieth hier Boulatruelle durch ein Ereigniß in lebhafte Aufregung.

Boulatruelle ist jener Wegearbeiter von Montfermeil, den man schon bei den dunkeln Theilen dieses Buches erblickt hat.

Boulatruelle war, wie man sich erinnern wird, ein Mensch, den verschiedene und verworrene Dinge beschäftigten. Er zerschlug Steine, belästigte die Reisenden auf der großen Landstraße. Als Straßenarbeiter und Dieb hatte er einen Traum. Er glaubte an die in dem Walde von Montfermeil vergrabenen Schätze. Er hoffte eines Tages am Fuße eines Baumes Geld zu finden. In Erwartung dessen suchte er es vorläufig gern in den Taschen Vorübergehender.

Indeß war er für den Augenblick klug. Er war glücklich entronnen. Er wurde, wie man weiß, in der Dachkammer Jondrette's mit den andern Banditen aufgehoben. Nützlichkeit eines Lasters: seine Trunkenheit hatte ihn gerettet.

Man hat nie aufzuklären vermocht, ob er hier als Dieb oder als Bestohlener war. Eine Erklärung des Nichtschuldig, gestützt auf seinen Zustand der Trunkenheit, der an dem Abend des Ueberfalles vollkommen erwiesen war, hatte ihn in Freiheit gesetzt. Er kehrte zum Walde zurück. Er begann seine Arbeit, die Steinbewerfung des Weges von Gagny nach Lagny, unter Aufsicht der Behörde für Rechnung des Staates wieder, sah dabei etwas niedergeschlagen, sehr nachdenkend und etwas abgekühlt für den Raub aus, der ihn beinahe in das Verderben gestürzt hätte; aber er wendete sich dafür nur mit um so größerer Rührung dem Weine, der ihn gerettet hatte, zu.

Was die lebhafte Aufregung betrifft, die er kurze Zeit nach seiner Rückkehr unter das Rasendach seiner Straßenarbeiterhütte hatte, so bestand sie in Folgendem:

Eines Morgens, als Boulatruelle sich wie gewöhnlich an seine Arbeit begab, und vielleicht auch auf seinen Lauerposten, etwas vor Tagesanbruch, bemerkte er in dem Gebüsch einen Menschen, von dem er nichts sah als den Rücken, dessen Umrisse ihm aber trotz der Entfernung und der Dämmerung nicht unbekannt zu sein schienen. Boulatruelle war zwar ein Trunkenbold, aber er hatte ein scharfes Gedächtniß, eine unerläßliche Vertheidigungswaffe für Jeden, der mit der gesetzlichen Ordnung ein wenig im Kampfe ist.

„Wo Teufel habe ich Etwas von diesem Menschen gesehen?“ fragte er sich.

Aber er konnte sich nichts antworten, außer daß diese Erscheinung Jemandem glich, von dem er eine bestimmte Erinnerung sich bewahrt hatte.

Außerhalb der Identität, die er nicht zu erfassen vermochte, stellte Boulatruelle übrigens Vermuthungen und Berechnungen an. Dieser Mensch war nicht aus der Gegend. Er war hierher gekommen, zu Fuß augenscheinlich. Kein

öffentlicher Wagen kommt um diese Stunde durch Montfermeil. Er müßte die ganze Nacht gegangen sein. Wo kam er her? Nicht von weit, denn er hatte weder ein Ränzel, noch ein Päckchen. Aus Paris ohne Zweifel. Weshalb war er in diesem Walde? Weshalb war er zu einer solchen Stunde hier? Was wollte er hier?

Boulatruelle dachte an den Schatz. Indem er in seinen Erinnerungen nachsuchte, besann er sich nur undeutlich darauf, daß er schon einige Jahre zuvor eine ähnliche Aufregung durch einen Menschen gehabt hatte, der ihm den Eindruck machte, als ob es wohl eben dieser Mensch sein könnte.

Während er so nachsann, hatte er unter dem Gewicht eben dieses Sinnens den Kopf gebeugt, eine Sache, die sehr natürlich, aber nicht sehr geschickt ist. Als er sich wieder aufrichtete, war nichts mehr zu sehen. Der Mensch war in dem Walde und in der Dämmerung verschwunden.

„Zum Teufel!“ murmelte Boulatruelle, „wenn ich ihn nicht wiederfände! Ich entdecke das Kirchspiel dieses Gevatters. Dieser Spaziergänger von Patron-Minette hat ein Warum? und ich werde es erfahren. Man darf in meinem Walde kein Geheimniß haben, ohne daß ich mich einmische.“

Er nahm seine Hacke, die sehr spitz war.

„Das,“ brummte er vor sich hin, „ist Etwas, um die Erde und einen Menschen zu durchsuchen.“

Und wie man einen Faden an einen andern knüpft, richtete er seine Schritte so vorsichtig als möglich nach dem Wege, welchen jener Mann hatte einschlagen müssen, und setzte sich durch das Dickicht in Marsch.

Als er einige Hundert Schritt gethan hatte, unterstützte ihn der zunehmende Weg. Fußtritte, die in dem Sande eingedrückt waren, hier und dort niedergetretenes Gras, zerknicktes Haidekraut, in dem Gebüsch niedergebogene Zweige, die sich langsam wieder erhoben, deuteten ihm eine Art von

Spur an. Er folgte ihr und verlor sie dann. Die Zeit verfloß. Er ging weiter in den Wald hinein und gelangte zu einer Art von Anhöhe. Ein Jäger, der in der Ferne auf einem Fußpfade hinging und ein Liedchen pfiff, erweckte in ihm den Gedanken, auf einen Baum zu klettern. Wenn auch alt, war er doch gewandt. Es stand da eine hohe Buche. Boulatruelle kletterte an derselben so hoch hinauf, als er vermochte.

Der Gedanke war gut. Indem er seine Augen nach der Richtung schweifen ließ, wo das Holz durchaus verworren und wild ist, bemerkte Boulatruelle plötzlich einen Mann.

Kaum hatte er ihn gesehen, als er ihn auch schon wieder aus den Augen verlor.

Der Mann trat oder schlüpfte vielmehr in eine ziemlich entfernte Lichtung, die durch große Bäume verdeckt wurde, die Boulatruelle aber sehr genau kannte, weil er dort neben einem großen Haufen von Mühlsteinen einen kranken Kastanienbaum bemerkt hatte, der, mit einer auf die Rinde genagelten Zinkplatte, verbunden war. Diese Lichtung war eben die, welche man sonst den Grund Blaru nannte Der Haufen Steine, der zu irgend einem Bau bestimmt war, welchen man vor dreißig Jahren beabsichtigt hatte, liegt ohne Zweifel noch dort.

Mit der Uebereilung der Freude ließ Boulatruelle sich von dem Baume beinahe mehr herabfallen als er von demselben herunter kletterte. Das Lager war entdeckt. Es handelte sich nur noch darum, das Thier zu fangen. Der berüchtigte Schatz, von dem er geträumt hatte, lag wahrscheinlich dort.

Es war keine geringfügige Sache, zu jener Lichtung zu gelangen. Auf dem betretenen Fußpfade, der tausend lästige Zickzacks machte, war dazu eine gute Viertelstunde erforderlich. In gerader Linie durch das Gebüsch, welches hier außerordentlich dicht und dornig ist, braucht man eine gute

halbe Stunde. Boulatruelle beging die Thorheit, dies nicht zu begreifen. Er glaubte an die grade Linie. Eine achtungswerthe Illusion der Optik, welche aber viele Menschen in das Verderben stürzt. Das Dickicht, so dornig es auch war, erschien ihm als der nächste Weg.

Boulatruelle, der sonst daran gewöhnt war, gewundene Wege zu gehen, beging diesmal den Fehler, den geraden Weg zu wählen.

Er stürzte sich entschlossen in das Dickicht des Gebüsches.

Er hatte es mit Stechpalmen, mit Nesseln, mit Dornen, mit Disteln, mit dichtverwachsenen Wurzeln zu thun, die ihn beim Gehen sehr hinderten.

Am Fuße der Anhöhe fand er Wasser, das er durchschreiten mußte.

Endlich gelangte er nach Verlauf von vierzig Minuten nach der Lichtung.

Niemand war daselbst zu sehen.

Boulatruelle lief zu dem Steinhaufen. Er lag an seiner Stelle. Man hatte ihn nicht fortgetragen.

Was dem Menschen betrifft, so war er in dem Walde verschwunden. Er hatte sich geflüchtet. Wohin? Nach welcher Seite? In welches Gebüsch? Das war unmöglich zu errathen.

Und eine besonders ärgerliche Sache: hinter dem Steinhaufen vor dem Baume mit der Zinkplatte war die Erde frisch aufgewühlt und neben dem Loch lag eine vergessene Schaufel. Das Loch war leer.

„Räuber!" schrie Boulatruelle, indem er mit beiden Fäusten gegen den Himmel drohte.

II.

Marius, der aus dem Bürgerkrieg kommt, bereitet sich auf den häuslichen Krieg vor.

Marius war längere Zeit weder todt noch lebendig. Mehrere Wochen lang litt er an einem Fieber, begleitet von Delirium und ziemlich gefährlichen Symptomen, welche noch mehr durch die Erschütterungen der Wunde am Kopfe hervorgebracht worden waren, als durch die Wunden selbst.

Er wiederholte den Namen Cosette ganze Nächte lang mit der finstern Geschwätzigkeit des Fiebers und der dumpfen Hartnäckigkeit des Todeskampfes: die Größe einiger Verletzungen war eine ernste Gefahr. Die Eiterung der größeren Wunden konnte unter gewissen atmosphärischen Einflüssen den Kranken tödten; bei jeder Aenderung des Wetters, bei dem geringsten Gewitter war der Arzt besorgt. „Besonders darf der Verwundete keine Aufregung haben," wiederholte er beständig. Die Anlegung der Verbände war schwierig. Nicolette zerzupfte ein ganzes Betttuch zu Charpie. Nicht ohne Mühe gelang es den Chlorauflösungen und Höllenstein, den Krebs zu beseitigen. So lange die Gefahr dauerte, war Gillenormand außer sich vor Schmerz, an das Kopfende seines Enkels gebannt, ausharrend wie Marius, weder todt noch lebend.

Täglich und zuweilen auch zweimal kam ein Herr mit weißem Haar, der sehr gut gekleidet war — dieses Signalement gab der Thürhüter — um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen und ließ dabei ein großes Päckchen Charpie zurück.

Endlich am 7. September, Tag für Tag, vier Monate nach jener schmerzvollen Nacht, in welcher man ihn sterbend zu seinem Großvater gebracht hatte, erklärte der Arzt, daß er für ihn einstände. Die Genesung begann. Marius mußte indeß noch länger als zwei Monate in Folge des Schlüsselbeinbruches auf einem Ruhebett liegen bleiben. Es giebt immer so eine letzte Wunde, die sich nicht schließen will und die zum großen Verdruß des Kranken die Verbände bis in die Ewigkeit hinauszieht. Uebrigens schützte diese lange Krankheit und diese lange Genesung ihn vor den Verfolgungen. In Frankreich giebt es selbst öffentlich keinen Zorn, der nicht nach sechs Monaten erlöscht. Die Aufstände sind bei dem Zustande der Gesellschaft so sehr die Schuld Aller, daß ihnen ein gewisses Bedürfniß, die Augen zu schließen, folgt.

Fügen wir hinzu, daß die nicht zu bezeichnende Ordonanz Gisquets, welche den Aerzten befahl, die Verwundeten anzuzeigen, die öffentliche Meinung, und nicht diese allein, sondern den König zunächst empört hatte, und daß die Verwundeten durch eben diese Empörung gesichert und geschützt wurden; mit Ausnahme derer, welche während des Kampfes gefangen genommen worden waren, wagten die Kriegsgerichte nicht, einen Einzigen zu belästigen. Man ließ daher Marius in Ruhe.

Herr Gillenormand durchlebte Anfangs jede Qual und dann jedes Entzücken. Man hatte viel Mühe ihn abzuhalten, alle Nächte bei dem Verwundeten zuzubringen. Er ließ seinen großen Armstuhl neben das Bett des Verwundeten tragen; er verlangte, daß seine Tochter die feinste Leinewand des Hauses in Compresse und Bandagen verwandeln sollte. Fräulein Gillenormand fand als bejahrte und verständige Person indeß das Mittel, die schöne Leinewand zu sparen, während sie dem Großvater glauben ließ, sie gehorche ihm. Herr Gillenormand gestattete nicht, ihm zu

erklären, daß zur Charpie der Batist nicht so gut sei, wie grobe Leinwand und neue Leinwand nicht so gut wie alte. Er wohnte jedem Verbande bei, während Fräulein Gillenormand sich schamhaft dessen enthielt. Wenn man das todte Fleisch mit der Scheere herausschnitt, sagte er: „oh weh! o weh!“ Nichts war rührender, Zeuge zu sein, wenn er voll Zärtlichkeit dem Verwundeten einen Trank reichte. Er überhäufte den Arzt mit Fragen. Er bemerkte es nicht, daß er dabei täglich dieselben wiederholte.

An dem Tage, an welchem der Arzt ihm sagte, daß Marius außer Gefahr sei, gerieth der gute Alte in Wahnsinn. Er gab seinem Portier drei Louisd'ors als Vergütigung. Abends, als er in sein Zimmer zurückkehrte, tanzte er eine Gavotte, indem er seinen Daumen und Zeigefinger als Castagnetten benutzte und sang ein lustiges Liebesliedchen.

Dann kniete er an einen Stuhl nieder und Basque, der ihn durch die halbgeöffnete Thür beobachtete, glaubte überzeugt zu sein, daß er bete. Bisher hatte er nicht an Gott geglaubt.

Bei jeder neuen Phase des Besserbefindens, das sich mehr und mehr zeigte, beging der Großvater sogar noch Ausschweifungen. Er stieg die Treppen hinauf und hinab, ohne zu wissen weshalb. Eine übrigens ganz hübsche Nachbarin war eines Morgens im höchsten Grade verwundert, als sie ein großes Bouquet empfing, es war Herr Gillenormand, welcher es ihr schickte. Der Ehemann machte eine Eifersuchtsscene. Herr Gillenormand versuchte es, Nicolette auf seinen Schooß zu ziehen. Er nannte Marius Herr Baron. Er rief: es lebe die Republik!

Jeden Augenblick fragte er den Arzt: „nicht wahr, es ist keine Gefahr mehr?“ Er sah Marius mit den Augen einer Großmutter an. Er ließ ihn nicht aus den Augen, wenn er aß. Er kannte sich nicht mehr, und brüstete sich nicht mehr.

Marius war der Herr des Hauses; es lag Abdankung in seiner Freude; er war der Enkel seines Enkels.

In seiner lauten Freude war er das ehrwürdigste der Kinder. Aus Furcht, den Genesenden zu ermüden oder zu belästigen, stellte er sich hinter ihm, um ihn zuzulächeln. Er war zufrieden, erfreut, entzückt, gerührt, vergnügt. Seine weißen Haare fügten dem heiteren Lichte, welches sein Gesicht überstrahlte, eine milde Majestät hinzu. Wenn die Anmuth sich mit den Runzeln mischt, ist sie bewundernswürdig. Es liegt eine Morgenröthe in den freundestrahlenden Alten.

Marius hatte, während er sich verbinden und pflegen ließ, nur eine fixe Idee: Cosette!

Seitdem das Fieber und das Delirium ihn verlassen hatte, sprach er den Namen nicht mehr aus und man hätte glauben können, er dächte nicht mehr an ihn. Er schwieg, da seine ganze Seele mit dem Namen beschäftigt war.

Er wußte nicht, was aus Cosette geworden war; die ganze Angelegenheit der Rue de la Chanvrerie schwebte wie eine Wolke in seiner Erinnerung; beinahe unbestimmte Schatten schwammen in seinem Geiste; Eponine, Gavroche, Mabeuf, die Thénardiers, alle seine Freunde auf finstere Weise gemischt im Pulverdampf und Barrikaden; das sonderbare Erscheinen des Herrn Fauchelevent in diesem blutigen Abenteuer machte auf ihn den Eindruck eines Räthsels in einem Sturme; er begriff nichts von seinem eigenen Leben; er wußte nicht, wie, noch durch wen er gerettet worden war, und ebenso seine Umgebung. Alles, was man ihm zu sagen vermocht hatte, war, daß er Nachts in einem Fiaker nach der Rue des Filles du Calvaire gebracht worden sei. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Alles war für ihn im Nebel eines unbestimmten Gedankens. Allein in diesem Nebel gab es einen unwandelbaren Punkt, einen Willen, einen Entschluß: Cosette wieder zu finden. Für ihn war der Gedanke des Lebens von dem Gedanken an Co-

sette nicht unterschieden; er hatte in seinem Herzen bestimmt, daß er das eine nicht ohne das andere annehmen wollte, und er war entschlossen, von Jedem, der ihn zwingen würde, zu leben, von seinem Großvater, vom Schicksal, von der Hölle, die Wiederstattung seines verlorenen Eden's zu verlangen.

Die Hindernisse verhehlte er sich nicht. Wir müssen hier besonders erwähnen, daß er durch alle die Sorgfalt und die Zärtlichkeit seines Großvaters nicht gewonnen und nur wenig gerührt wurde. Uebrigens kannte er auch nicht das Geheimniß Aller. Dann mißtraute er auch in seinen Träumereien, die vielleicht noch fieberhaft waren, der Sanftmuth, wie etwas Befremdenden und Neuen, das vielleicht nur den Zweck hatte, ihn zu bändigen. Er blieb kalt dabei. Der Großvater verschwendete vergebens sein heiteres Lächeln. Marius dachte, das wäre gut, so lange er nicht spräche und er ihn gewähren ließ, aber wenn es sich um Cosette handelt, dann würde er ein anderes Gesicht erblicken und die wahre Haltung seines Großvaters sich ihm zeigen. Dann entstanden wieder die Familienfragen, die Gegenüberstellung der Lage, alle Spöttereien und Einwürfe zugleich, Fauchelevent, Cougelevent, das Vermögen, die Armuth, das Elend, der Stein am Hals, die Zukunft; heftiger Widerstand; Schluß: Weigerung. Marius war im Voraus entschlossen.

Und in dem Grade, in welchem er zu dem Leben zurückkehrte, zeigten sich auch seine alten Wunden und öffneten sich wieder. Er dachte wieder an die Vergangenheit, der Oberst Pontmercy stellte sich zwischen Herrn Gillenormand und ihn, und Marius sagte sich, er hätte keine wirkliche Güte von dem zu erwarten, der so ungerecht und so hart gegen seinen Vater gewesen wäre. Mit der Gesundheit kehrte auch eine Art von Erbitterung gegen seinen Großvater zurück.

Herr Gillenormand bemerkte, ohne Etwas darüber zu

äußern, daß Marius, seitdem er zum Bewußtsein zurückgekehrt war, nicht ein einziges Mal „mein Vater" zu ihm gesagt hatte. Freilich sagte er auch nicht mein Herr, allein er wußte es möglich zu machen, durch gewisse Wendungen der Frage weder das eine noch das andere Wort zu gebrauchen.

Offenbar nahte eine Krisis.

Wie es beinahe immer in solchen Fällen geschieht, versuchte Marius ein Scharmützel, ehe er die Schlacht wagte, das heißt, er recognoscirte das Terrain. Eines Morgens geschah es, daß Herr Gillenormand bei Gelegenheit einer Zeitung, die ihm in die Hände gefallen war, auf leichtfertige Weise von dem Convent sprach und einen royalistischen Schimpf gegen Danton, Saint-Just und Robespierre äußerte.

„Die Männer von 1793 waren Riesen," sagte Marius mit Strenge.

Der Greis schwieg und sprach den ganzen übrigen Tag kein Wort. Marius, vor dessen Geiste noch immer der unbeugsame Großvater seiner ersten Jahre stand, sah in diesem Schweigen eine Ansammlung des Zornes. Ihm ahnte danach ein erbitterter Kampf und er steigerte in Gedanken deshalb die Vorbereitungen des Kampfes.

Er beschloß im Falle der Weigerung seine Verbände abzureißen, sein Schlüsselbein auszurenken, alle Wunden, die er noch hatte, zu öffnen und alle Nahrung zurückzuweisen. Seine Wunden waren seine Munition. Cosette haben oder sterben.

Er erwartete einen günstigen Augenblick mit der mürrischen Geduld der Kranken.

Dieser Augenblick kam.

III.

Marius greift an.

Eines Tages neigte sich Herr Gillenormand, während seine Tochter die Arzneiflaschen und die Tassen auf der Marmorplatte der Kommode in Ordnung brachte, über Marius und sagte ihm mit seinem zärtlichsten Tone:

„Siehst Du, mein lieber Marius, an Deiner Stelle würde ich jetzt lieber Fleisch als Fisch essen. Eine gebratene Scholle ist ganz vortrefflich bei dem Anfang einer Genesung; allein um den Kranken auf die Beine zu bringen, ist ein gutes Cotelette nöthig."

Marius, dessen Kräfte beinahe vollständig zurückgekehrt waren, sammelte sie, setzte sich auf seinem Lager in die Höhe, drückte beide Fäuste geballt auf das Betttuch, sah seinem Großvater fest in das Gesicht und sagte mit einem erschreckenden Ton:

„Das bringt mich dahin, Ihnen eines zu sagen."

„Was denn?"

„Daß ich mich verheirathen will."

„Vorausgesehen!" sagte der Großvater und brach in lautes Gelächter aus.

„Wie! vorausgesehen?"

„Ja, vorausgesehen. Du sollst sie haben, Dein Mädchen."

Marius war erstarrt und betäubt durch die Verblendung und zitterte an allen Gliedern.

Herr Gillenormand fuhr fort:

„Ja, Du sollst sie haben, Dein schönes, kleines Mäd-

chen. Sie kommt täglich in Gestalt eines alten Herrn, um Nachrichten von Dir zu erhalten. Seitdem Du verwundet bist, bringt sie ihre Zeit damit hin, zu weinen und Charpie zu zupfen. Ich habe mich erkundigt, sie wohnt Rue de l'Homme Armé Nr. 7. Ah, jetzt sind wir bei der Sache. Du willst sie. Nun gut, Du sollst sie haben. Das überrascht Dich. Du hattest Deine kleine Verschwörung angezettelt; Du sagtest Dir: ich will das diesem Großvater, dieser Mumie der Regentschaft und des Directoriums, diesem alten Stutzer gerade heraus sagen: er hat auch seine Leichtfertigkeiten und seine Liebschaften und seine Grisetten und seine Cosetten gehabt. Er muß sich daran erinnern. O, Du faßt den Stier bei den Hörnern! Gut. — Ich bereite Dir ein Cotelette und Du antwortest mir: Apropos, ich will mich verheirathen. Ist das ein Uebergang! Du hattest auf einen Kampf gerechnet! Du wußtest nicht, daß ich ein alter Mann bin. Was sagst Du dazu? Du ärgerst Dich; Deinen Großvater noch einfältiger zu finden wie Du bist, darauf warst Du nicht gefaßt; Du büßest die Rede ein, die Du mir halten wolltest, mein Herr Advocat, und das ist verdrießlich. Nun gut, desto schlimmer, wüthend. Ich thue, was Du willst und das schneidet Dir Deine Rede ab, Dummkopf! Höre! Ich habe Erkundigungen eingezogen; sie ist reizend, sie ist tugendhaft, der Offizier ist nicht wahr; sie hat Haufen Charpie gezupft, sie ist ein Edelstein, sie betet Dich an; wärest Du gestorben, so würden wir unserer Drei gewesen sein. Ihr Sarg hätte den meinigen begleitet. Sobald es besser mit Dir ging, hatte ich wohl den Gedanken, sie ganz einfach an Dein Lager zu setzen. Allein nur in Romanen bringt man die jungen Mädchen geradeswegs an das Bett der jungen Verwundeten, die sie interessiren. In Wirklichkeit geschieht das nicht. Was hätte Deine Tante gesagt? Du warest drei Viertel der Zeit ganz entkleidet, mein Junge. Frage Nicolette,

die Dich nicht eine Minute verlassen hat, ob ein Frauenzimmer wohl bei Dir sein konnte. Und was hätte der Arzt gesagt? Ein junges Mädchen heilt das Fieber nicht. Uebrigens ist es gut. Sprechen wir nicht weiter davon. Das ist abgemacht, geschehen, beschlossen: nimm sie. So ist meine Grausamkeit. Siehst Du, ich sah, daß Du mich nicht liebtest und dachte: was könnte ich denn thun, daß dieser Mensch mich liebt? Ich sagte: ei, ich habe meine kleine Cosette zur Hand; ich will sie ihm geben und dann muß er mich wohl ein wenig lieben oder sagen, weshalb er es nicht will. Ach, Du glaubtest also, der Alte würde stürmen, die Stimme erheben, nein schreien und seinen Stock gegen diese ganze Morgenröthe richten? Keineswegs. Cosette, sei es; liebe, es sei; ich verlange nichts weiter. Mein Herr, geben Sie sich die Mühe, zu heirathen. Sei glücklich, mein geliebtes Kind."

Als der Greis dies gesprochen hatte, brach er in Schluchzen aus.

Er ergriff Marius' Kopf, preßte ihn mit seinen beiden Armen gegen seine alte Brust und Beide weinten.

Das ist eine von den Gestalten des höchsten Glückes.

„Mein Vater!" rief Marius aus.

„Ach, Du liebst mich also doch!" sagte der Greis.

Es entstand ein unaussprechlicher Augenblick. Sie erstickten Beide und konnten nicht sprechen. Endlich stammelte der Greis:

„So! jetzt habe ich ihn entwaffnet. Er hat zu mir gesagt: mein Vater!"

Marius machte den Kopf aus den Armen des Großvaters frei und sagte: „Aber mein Vater, jetzt, wo ich mich wohl befinde, scheint es mir, als könnte ich sie sehen."

„Auch vorausgesehen. Du sollst sie morgen sehen."

„Mein Vater!"

„Was?"

„Weshalb nicht heute?“

„Nun gut, ja heute. Es mag für heute gehen. Du hast zu mir gesagt mein Vater, und das ist wohl so viel werth. Ich will mich damit befassen. Man wird sie Dir zuführen. Vorausgesehen, sage ich Dir. Das ist schon in Verse gebracht worden. Das ist die Entwickelung der Elegie des „jungen Kranken“ von André Chénier, der durch die Unge — durch die Riesen von 1793 ermordet wurde.“

Herr Gillenormand glaubte ein leichtes Stirnrunzeln bei Marius zu bemerken, der in der That, wie wir sagen müssen, ihn nicht mehr hörte; da er sich im Entzücken aufgeschwungen hatte und weit mehr an Cosette wie an 1793 dachte, der Großvater, der bei dem Gedanken zitterte, so zu ungelegener Zeit André Chénier erwähnt zu haben, fuhr hastig fort:

„Ermordet ist nicht das richtige Wort. Die Sache ist, daß die großen revolutionären Geister, welche nicht boshaft waren, das ist unbestreitbar, welche Helden waren, fanden daß André Chénier ihnen ein wenig im Wege stand und daß sie ihn deshalb quillot — das heißt diese großen Männer baten am 7. Thermidor im Interesse des öffentlichen Wohles, André Thénier, er möchte —“

Herr Gillenormand, der an seiner eigenen Rede zu ersticken drohte, konnte nicht weiter. Er vermochte seinen Satz weder auszusprechen noch zurückzunehmen, und während seine Tochter hinter Marius die Kissen ordnete, verließ der Greis, durch so viel Aufregungen verwirrt, so schnell als es sein Alter erlaubte, das Schlafzimmer, warf die Thür hinter sich zu, und vor Wuth erstickend, schäumend, die Augen zum Kopfe heraustretend, stand er dem rechtschaffenen Basque gerade gegenüber, der im Vorzimmer die Stiefeln wichste. Er faßte Basque beim Kragen und spie ihm voll Wuth in das Gesicht.

„Bei den hunderttausend Locheisen des Teufels, die Banditen haben ihn ermordet!"

„Wer denn, Herr?"

„André Chénier!"

„Ja Herr," sagte Basque erschrocken.

IV.

Fräulein Gillenormand nimmt es nicht mehr übel, daß Herr Fauchelevent mit einem Packet unter dem Arme gekommen ist.

Cosette und Marius sahen sich wieder.

Was dieses Wiedersehen war, das zu sagen, darauf verzichten wir. Es giebt Dinge, deren Schilderung man nicht versuchen darf; dahin gehört auch die Sonne.

Die ganze Familie, mit Inbegriff Basque und Nicolettens, war in Marius' Zimmer versammelt, als Cosette eintrat.

Sie trat über die Schwelle; sie schien von einem Nimbus umgeben zu sein. In eben diesem Augenblick wollte der Großvater sich schnauben, er hielt kurz inne, behielt seine Nase im Taschentuch und sah darüber weg Cosette an.

„Anbetungswürdig!" rief er aus.

Dann schnaubte er sich lärmend.

Cosette war berauscht, entzückt, erschrocken, im Himmel.

Sie war so eingeschüchtert, wie man es durch das Glück sein kann. Sie stammelte, ganz blas, ganz roth, wollte sich Marius in die Arme werfen und wagte es nicht. Sie schämte sich, vor allen den Leuten zu lieben. Man ist ohne Mitleid für glücklich Liebende, man bleibt zugegen, wenn sie das größte Verlangen fühlen, allein zu sein. Sie bedürfen indeß doch der Menschen durchaus nicht.

Mit Cosette und hinter ihr war ein Mann mit weißem Haar eingetreten, ernst, dennoch lächelnd, aber sein Lächeln war flüchtig und schmerzlich. Es war Fauchelevent; es war Jean Valjean.

Er war sehr gut gekleidet, wie der Portier gesagt hatte, völlig schwarz und nur mit weißer Halsbinde.

Der Portier war tausend Meilen weit davon entfernt, in diesem achtungswerthen Bürger, diesem wahrscheinlichen Notar, den entsetzlichen Leichenträger wieder zu erkennen, der in der Nacht des 7. Juni vor seiner Thür erschienen war, zerlumpt, kothig, entsetzlich, irre, das Gesicht mit Blut und Schmutz bedeckt und in seinen Armen den ohnmächtigen Marius tragend; dennoch war seine Witterung als Portier erweckt. Als Herr Fauchelevent mit Cosette gekommen war, konnte der Portier sich nicht enthalten, seiner Frau im Vertrauen zuzuflüstern: „ich weiß nicht, weshalb ich mir immer vorstelle, als hätte ich das Gesicht schon gesehen.“

Herr Fauchelevent blieb in Marius Zimmer neben der Thür bei Seite stehen. Er trug unter dem Arme ein Päckchen, das einem Octavbande glich und in Papier eingewickelt war. Das Papier der Umhüllung sah grünlich aus und schien vermodert zu sein.

„Hat der Herr immer so Bücher unter dem Arme?“ fragte mit leiser Stimme Nicolette das Fräulein Gillenormand, welches die Bücher nicht liebte.

„Ja wohl,“ entgegnete mit gleichem Tone Herr Gillenormand, der sie gehört hatte, „er ist ein Gelehrter. Was

weiter? Ist das seine Schuld? Herr Boulard, den ich gekannt habe, ging nie ohne Buch aus; auch er hatte immer so einen Band an das Herz gedrückt."

Und grüßend sagte er mit lauter Stimme:

„Herr Tranchelevent —"

Der Vater Gillenormand sagte dies nicht absichtlich. Auch die Unaufmerksamkeit auf die Eigennamen war bei ihm eine aristokratische Eigenthümlichkeit.

„Herr Tranchelevent, ich habe die Ehre, Sie für meinen Enkel, den Herrn Baron Marius von Pontmercy, um die Hand dieses Fräuleins zu bitten."

„Herr Tranchelevent" verneigte sich.

„Es ist abgemacht," sagte der Großvater.

Und sich zu Marius und Cosette wendend, die Arme ausstreckend und sie segnend, rief er:

„Erlaubt mir, Euch zu lieben!"

Sie ließen sich das nicht wiederholentlich sagen; das Geflüster begann. Sie sprachen leise miteinander. Marius auf sein Ruhebett gestützt, Cosette neben ihm stehend.

„O mein Gott," flüsterte Cosette, „ich sehe Sie wieder! Du bist es, Sie sind es. Und sich so zu schlagen! Aber weshalb denn? das ist entsetzlich. Vier Monate lang bin ich todt gewesen. O, wie boshaft ist es, bei dieser Schlacht gewesen zu sein! Was hatte ich Ihnen denn gethan? Ich verzeihe Ihnen, aber Sie werden es nicht wieder thun. Soeben, als man uns sagte, daß wir hierher kommen sollten, glaubte ich wieder, ich müßte sterben, aber diesmal vor Freude. Ich war so traurig! Ich habe mir nicht die Zeit gelassen, mich anzukleiden; ich muß Furcht einflößen. Was werden Ihre Verwandten dazu sagen, daß ich einen ganz zerdrückten Kragen habe? Aber so sprechen Sie doch! Sie lassen mich ganz allein reden. Wir sind noch immer in der Rue de l'Homme-Armé. Es scheint, als ob Ihre Schulter noch sehr leidend sei. Man hat mir gesagt, man

könnte den Daumen hineinlegen. Und da scheint es auch, als hätte man mit Scheeren in das Fleisch geschnitten. Ach, das ist gräßlich! Ich habe geweint, so daß ich keine Augen mehr habe. Es ist komisch, daß man das Alles so ertragen kann. Ihr Großvater sieht aus, als wäre er sehr gut! Stützen Sie sich nicht auf den Ellenbogen, nehmen Sie sich in Acht, Sie werden sich weh thun. Ach, wie glücklich ich bin! Es ist also zu Ende mit dem Unglück? Ich bin ganz albern. Ich wollte Ihnen Dinge sagen, von denen ich gar nichts mehr weiß. Lieben Sie mich noch immer? Ich wohne Rue de l'Homme-Armé. Es ist dort kein Garten. Ich habe die ganze Zeit Charpie gezupft. Sehen Sie, mein Herr, hier, das ist Ihre Schuld; die Haut am Finger ist ganz gehärtet."

„Engel!" sagte Marius.

Engel ist das einzige Wort der Sprache, welches nicht abgenutzt werden kann. Ein anderes Wort würde dem unerbittlichen Gebrauch, welchen die Liebenden von ihm machen, widerstehen.

Als jetzt Zeugen zugegen waren, unterbrachen sie sich und sprachen kein Wort weiter, indem sie sich damit begnügten, sich leise die Hände zu drücken.

Herr Gillenormand wendete sich gegen Alle, welche im Zimmer waren und rief:

„Sprecht doch laut, Ihr Andern! Macht Lärm. Nun zum Teufel, etwas Geräusch, daß diese Kinder ruhig mit einander plaudern können."

Und sich Marius und Cosette nähernd, sagte er leise:

„Nennt Euch Du. Legt Euch keinen Zwang auf."

Die Tante Gillenormand wohnte wie betäubt diesem Ausbruche des Lichts in ihrem veralteten Zimmer bei. Diese Betäubung hatte nichts Angreifendes; es war nicht im Geringsten der zornige und neidische Blick einer Nachteule! Es war das einfältige Auge einer armen Unschuld von 57

Jahren, es war das verfehlte Leben, welches den Triumph der Liebe betrachtete.

„Fräulein Gillenormand die ältere“, sagte ihr Vater, „ich hatte Dir wohl gesagt, daß Du das erleben würdest.“

Er schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu:

„Sieh das Glück Anderer!“

Dann wendete er sich zu Cosette:

„Wie hübsch sie ist! Wie hübsch sie ist! Sie ist wie ein Bild von Greuze! Du willst also das für Dich allein haben, Schelm! ach, mein Spitzbube, Du kommst mit mir gut davon, Du bist glücklich; wäre ich nicht fünfzehn Jahre zu alt, so würden wir uns darum schlagen, wer sie haben soll. Glauben Sie, ich bin verliebt in Sie, mein Fräulein. Das ist ganz einfach. Es ist Ihnen recht. Ach, die schöne, hübsche, reizende, kleine Hochzeit, die das geben wird! Saint-Denis du Saint-Sacrement ist unser Kirchspiel, aber ich werde einen Dispens besorgen, daß Ihr Euch in Saint-Paul trauen lassen dürft. Die Kirche ist besser. Sie ist durch die Jesuiten erbaut worden. Sie sieht freundlicher aus. Sie liegt dem Brunnen des Cardinal von Biragus gegenüber. Das jesuitische Meisterwerk der Architektur ist in Namur. Es heißt Saint-Loup. Ihr müßt dahin gehen, wenn Ihr verheirathet seid. Es lohnt der Reise. Fräulein, ich bin ganz auf Ihrer Seite; ich will, daß die Mädchen sich verheirathen, Sie sind dazu geschaffen. Mädchen bleiben ist schön, aber kalt. Die Bibel sagt: vermehrt Euch. Um das Volk zu retten, bedarf es einer Jeanne d'Arc; allein um das Volk zu schaffen, ist die Mutter Cigogne erforderlich. Verheirathet Euch also, Ihr Schönen. Ich sehe wahrlich nicht ein, wozu es nützt, Mädchen zu bleiben. Ich weiß wohl, daß man in der Kirche eine besondere Kapelle hat und sich auf die Schwesterschaft der Jungfrau stützt, aber sapristi, einen hübschen braven Jungen zum Mann und

nach Verlauf eines Jahres einen blonden Säugling, der hübsche Fettfalten an den Schenkeln hat, das ist doch wohl noch etwas Besseres, als bei dem Vespergebet eine Kerze in der Hand zu halten und Turris Eburnea zu singen."

Der Großvater machte auf seinen neunzigjährigen Absätzen eine Pirouette und sprang wie eine Sprungfeder, die losgelassen wird:

„Apropos!"

„Was, mein Vater?"

„Hattest Du nicht einen vertrauten Freund?"

„Ja, Courfeyrac. Was ist aus ihm geworden?"

„Er ist todt."

„Das ist gut."

Er setzte sich neben die Beiden, ließ Cosette sich neben ihn setzen, nahm die vier Hände in seine alten runzlichen Hände und sagte:

„Sie ist ausgezeichnet, diese Kleine. Es ist ein Meisterwerk, diese Cosette hier! Sie ist ein kleines Mädchen und eine große Dame. Sie ist nur Baronin, allein das ist unpassend; sie ist eine geborne Marquise; hat sie Augenwimpern! Meine Kinder, liebt Euch; macht Euch dadurch glücklich! Die Liebe, das ist das Glück der Menschen und der Geist Gottes, betet Euch an. Nun," und plötzlich wurde er ernst, „welch ein Unglück! Jetzt denke ich daran! Mehr als die Hälfte dessen, was ich besitze, ist in Leibrenten angelegt; so lange ich lebe, wird das noch gehen, allein nach meinem Tode, in einigen zwanzig Jahren, ach, meine armen Kinder, da werdet Ihr keinen Sou haben. Ihre schönen, weißen Hände, Frau Baronin, werden dem Teufel die Ehre erweisen, ihn beim Schwanze zu ziehen."

Hier hörte man eine ernste und ruhige Stimme, welche sagte:

„Fräulein Euphrosine Fauchelevent hat sechsmalhunderttausend Francs."

Es war die Stimme Jean Valjeans.

Er hatte noch kein Wort gesprochen. Es schien sogar Niemand mehr zu wissen, daß er da war und er stand ruhig und regungslos hinter allen diesen glücklichen Menschen.

„Wer ist dieses Fräulein Euphrosine?" fragte der Großvater erschreckt.

„Das bin ich!" erwiderte Cosette.

„Sechsmalhunderttausend Francs!" wiederholte Herr Gillenormand.

„Weniger vierzehn tausend oder fünfzehn Francs vielleicht," sagte Jean Valjean.

Und er legte auf den Tisch das Päckchen, welches die Tante Gillenormand für ein Buch gehalten hatte.

Jean Valjean öffnete selbst dies Päckchen; es war ein Packet Banknoten. Man durchblätterte, man zählte sie. Es waren fünfhundert Blätter zu tausend Francs und 168 zu fünfhundert, im Ganzen also 584,000 Francs.

„Das ist ein gutes Buch," meinte Herr Gillenormand.

„584,000 Francs!" murmelte die Tante.

„Das bringt die Sache bald in Ordnung, nicht wahr, Fräulein Gillenormand, die ältere?" fragte der Großvater. „Der verteufelte Marius hat in seinen Träumen eine Millionairin gefunden! Jetzt traue man noch den Liebschaften der jungen Leute! Die Studenten finden Studentinnen von sechsmalhunderttausend Francs. Cherubin arbeitet besser als Rothschild."

„584,000 Francs!" wiederholte halblaut Fräulein Gillenormand; 584,000! Ebenso gut kann man 600,000 Francs sagen, wie?"

Marius und Cosette sahen einander während dessen an; sie achteten kaum auf diese Nebenumstände.

V.

Man vertraue lieber sein Geld einem Wald, als einem Notar an.

Man hat ohne Zweifel begriffen, ohne daß es nöthig ist, es weitläufig auseinander zu setzen, daß Jean Valjean nach der Angelegenheit Champmathieu's es, Dank seiner ersten Flucht von einigen Tagen gelungen war, nach Paris zu gehen und hier zeitig genug von Laffitte die Summe zu erheben, die er unter dem Namen des Herrn Madelaine in M. am M. bei ihm niedergelegt hatte. Da er fürchtete, wieder ergriffen zu werden, was auch in der That kurze Zeit darauf geschah, hatte er diese Summe in dem Walde von Monfermeil an dem bezeichneten Orte in der Lichtung Blaru vergraben. Diese Summe 630,000 Francs, ganz in Banknoten, hatte nur wenig Umfang und ging in ein kleines Käſtchen; um indeß das Käſtchen vor der Feuchtigkeit zu bewahren, hatte er es in eine Eisenkiste gestellt, die mit Hobelspänen gefüllt war. In eben diese Kiste legte er auch noch seinen andern Schatz: die Armleuchter des Bischofs. Man erinnert sich, daß er diese Armleuchter mitgenommen hatte, als er aus M — am M — entfloh. Der Mensch, den Boulatruelle eines Abends zum ersten Male bemerkt hatte, war Jean Valjean. Später kehrte Jean Valjean, so oft er Geld brauchte, nach der Lichtung Blaru zurück, es zu holen. Daher die Entfernungen, deren wir erwähnten. Er hatte in dem Heidekraut irgendwo in einem nur ihm allein bekannten Versteck eine Schaufel verborgen. Als er Marius auf dem Wege der Genesung wußte,

fühlte er, daß die Stunde nahte, wo dieses Geld von Nutzen sein könnte, und ging, es zu holen. Er war wieder der, den Boulatruelle in dem Holze bemerkte, diesmal aber Morgens und nicht Abends. Boulatruelle erbte die Schaufel.

Die wirkliche Summe war 584,500 Francs. Jean Valjean behielt die 500 Francs für sich.

„Wir werden weiter sehen," dachte er.

Die Differenz dieser Summe von den 630,000 Francs die er von Laffitte erhoben hatte, stellte die Ausgaben der zehn Jahre von 1823—1833 dar. Die fünf Jahre des Aufenthaltes im Kloster hatten nur 5000 Francs gekostet.

Jean Valjean stellte die beiden silbernen Armleuchter auf den Kamin, wo sie zur großen Bewunderung der Toussaint glänzten.

Uebrigens wußte Jean Valjean sich von Javert befreit. Man hatte in seiner Gegenwart erzählt und er hatte die Thatsache durch den Moniteur bestätigt gefunden, daß ein Polizei-Inspector Namens Javert ertrunken unter einem Floß der Wäscherinnen zwischen der Wechselbrücke und der neuen Brücke gefunden worden wäre, und daß eine von diesem Manne hinterlassenes Schriftstück, der übrigens tadellos und von seinen Vorgesetzten sehr geachtet gewesen sei, an einen Anfall geistiger Störung und einen Selbstmord glauben ließe.

„In der That," dachte Jean Valjean, „da er mich gefangen hatte und mich in Freiheit ließ, mußte er fast wahnsinnig sein."

VI.

Die beiden Greise thun jeder auf seine Weise Alles, um Cosette glücklich zu machen.

Man bereitete Alles zur Hochzeit vor. Der zu Rathe gezogene Arzt erklärte, daß sie im Februar erfolgen könnte. Man war im Dezember. Einige köstliche Wochen vollständigen Glückes verflossen.

Der mindest Glückliche war nicht der Großvater. Er blieb Viertelstunden lang betrachtend vor Cosette stehen.

„Bewundernswürdig schönes Mädchen!" rief er aus; „sie sieht so sanft, so gut aus! Sie ist das reizendste Mädchen, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Später werden ihre Tugenden den Geruch des Veilchens haben. Sie ist eine Grazie, wie? Mit einem solchen Geschöpf kann man nur auf eine edle Weise leben. Marius, mein Junge, Du bist Baron, Du bist reich. Ich beschwöre Dich, advocatisire nicht."

Cosette und Marius waren plötzlich aus dem Grabe in das Paradies versetzt. Der Uebergang war etwas plötzlich erfolgt und sie würden dadurch betäubt worden sein, hätte er sie nicht geblendet.

„Begreifst Du von alledem Etwas?" sagte Marius zu Cosette.

„Nein," erwiderte Cosette; „aber mir scheint, als blickte der gute Gott auf uns."

Jean Valjean that Alles, ebnete Alles, berieth Alles, machte Alles leicht. Er eilte dem Glücke Cosettens mit

solcher Hast und scheinbar mit solcher Freude entgegen, wie Cosette selbst.

Da er Maire gewesen war, verstand er ein Problem zu lösen, dessen Geheimniß er allein kannte: die Papiere Cosettens. Gerade zu ihrem Ursprunge zurückkehren, wer weiß, ob das nicht die Heirath gehindert hätte. Er befreite Cosette aus all diesen Schwierigkeiten. Er ordnete für sie eine Familie von Todten, ein sicheres Mittel, keine Reclamation zu veranlassen. Cosette war Alles, was von einer ausgestorbenen Familie übrig blieb; Cosette war nicht seine Tochter, sondern die Tochter eines andern Fauchelevent. Zwei Brüder Fauchelevent waren Gärtner in dem Kloster Klein-Picpus gewesen. Man ging nach diesem Kloster; die besten Nachrichten und die ehrenwerthesten Zeugnisse fanden sich in Menge; die guten Nonnen, wenig geeignet und wenig geneigt, die Fragen der Vaterschaft zu ergründen, hatten nie genau gewußt, welcher der beiden Fauchelevent der Vater der kleinen Cosette war. Sie sagten, was man verlangte und sagten dies mit aller Aufrichtigkeit. Ein Protokoll wurde darüber aufgenommen. Cosette wurde vor dem Gesetz Fräulein Euphrosine Fauchelevent. Sie wurde für eine vater- und mutterlose Waise erklärt. Jean Valjean wendete die Sache so, daß er unter dem Namen Fauchelevent zum Vormund Cosettens und Herr Gillenormand zum Vormund-Stellvertreter ernannt wurde.

Was die 584,000 Francs betrifft, so war das ein Legat, welches eine Verstorbene, die unbekannt zu bleiben wünschte, Cosette vermacht hatte. Das ursprüngliche Legat hatte 594,000 Francs betragen; aber 10,000 Francs waren für die Erziehung des Fräulein Euphrosine ausgegeben worden, davon 5000 Francs an das Kloster selbst bezahlt. Dieses Legat, den Händen eines Dritten übergeben, sollte Cosette bei ihrer Volljährigkeit oder bei ihrer Verheirathung ausgehändigt werden. Diese ganze Anordnung war sehr

annehmbar, wie man sagt, besonders bei der Unterstützung von mehr als einer halben Million. Wohl gab es hier und dort einige Sonderbarkeiten, aber man sah sie nicht. Dem Einen der Betheiligten waren die Augen durch die Liebe verbunden, dem Andern durch die 600,000 Francs.

Cosette erfuhr, daß sie nicht die Tochter des alten Mannes sei, den sie so lange Vater genannt hatte; er war nur ein Verwandter; ein anderer Fauchelevent war ihr wirklicher Vater. In jedem andern Augenblick würde sie das schmerzlich berührt haben. Aber bei dem unaussprechlichen Glück, welches sie empfand, war es nur ein Schatten. Sie war so freudig gestimmt, daß diese Wolke bald vorüberging. Sie hatte Marius. Der junge Mann kam und der alte verschwand; so ist das Leben beschaffen.

Und dann war Cosette auch seit langen Jahren schon daran gewöhnt, sich von Räthseln umgeben zu sehen; jedes Wesen, welches eine geheimnißvolle Kindheit hat, ist stets zu gewissen Verzichtleistungen geneigt.

Sie fuhr indeß fort, Jean Valjean „Vater“ zu nennen.

Cosette, die ganz Engel war, wurde von dem Vater Gillenormand mit Enthusiasmus betrachtet. Er überhäufte sie mit Versen und Geschenken. Während Jean Valjean für Cosette in der Gesellschaft eine Stellung begründete und einen unantastbaren Besitz sicherte, wachte Herr Gillenormand über die Ausstattung. Nichts unterhielt ihn so sehr, als sich prachtvoll zeigen zu können. Er gab Cosette ein Kleid von guipure de Binche, welches er von seiner eigenen Großmutter hatte. — „Diese Moden erstehen wieder,“ sagte er; „Alterthümer machen Furore und die jungen Frauen meines Alters kleiden sich jetzt wie die alten Frauen meiner Kindheit.“

Er leerte seine ehrwürdigen Kommoden von Coromandelholz aus, welche seit Jahren nicht geöffnet worden waren.

„Hören wir diese Wittwenbeichte," sagte er, „sehen wir, was sie verbergen."

Er plünderte lärmend die hohen Fächer, die mit den Toilettegegenständen aller seiner Frauen, aller seiner Geliebten, aller seiner Vorfahrinnen angefüllt waren; Pekins, Damast, gemalte Moiré's, Kleider von geflammtem gros de Tours, indische mit Gold gestickte und waschbare Taschentücher; Genueser und Alençoner Spitzen, alter Goldschmuck, Bonbonièren von Elfenbein, geschmückt mit mikroskopischen Bildern, Nippsachen, Bänder, Alles verschwendete er an Cosette. Cosette, die erstaunt in Liebe zu Marius versunken und von Dankbarkeit für Herrn Gillenormand erfüllt war, träumte ein unbegrenztes Glück, in Sammet und Atlas gekleidet. Ihr Ausstattungskorb schien ihr von Seraphinen getragen zu werden; ihre Seele flog mit Flügeln von Mechelner Spitzen zum Himmel empor.

Die Trunkenheit der Liebenden kam, wie wir erwähnten, nur dem Entzücken des Großvaters gleich. Sie ertönte wie eine Fanfare in der Rue des Filles du Calvaire.

Jeden Morgen bot der Großvater Cosetten neue Geschenke. Alle möglichen Falbalas reihten sich glänzend um sie herum.

Der Großvater schöpfte aus diesen Geschenken eine weise Lehre!

Die Liebe ist gut; aber dies ist dabei doch nöthig, das Glück bedarf des Nutzlosen, aber das Glück ist nicht das Nothwendige. Man erwäge es nur gewaltig mit dem Ueberflüssigen. Ein Haus und ein Herz. Sein Herz und der Louvre. Sein Herz und die großen Wasserkünste von Versailles. Man gebe mir meine Schäferin und beeile sich, sie zur Herzogin zu machen. Man führe mir Philis mit Mohnblumen bekränzt entgegen und füge 100,000 Livres Renten hinzu. Man eröffne mir ein Hirtengedicht unter einer Colonade von Marmorsäulen. Das trockene Glück

gleicht dem trockenen Brode. Man ißt, aber man genießt nicht. Ich will Ueberflüssiges, Nutzloses, Ueberschwengliches, zu Vieles — von dem Etwas, das zu nichts dient. Ich erinnere mich, in dem Dome von Straßburg eine Uhr gesehen zu haben, die so hoch war wie ein Haus von drei Stockwerken und welche die Güte hatte, die Stunden anzuzeigen, aber nicht so aussah, als wäre sie dazu gemacht, und welche, nachdem sie Mittag oder Mitternacht, Mittag, die Stunde der Sonne, Mitternacht, die Stunde der Liebe, oder jede andere Stunde, die gleich gefällig ist, geschlagen hatte, Euch den Mond und die Sterne zeigte, die Erde, das Meer, die Vögel und die Fische, Phöbus und Phöbe und eine Menge von Dingen, die in einer kleinen Vertiefung lagen, und die zwölf Apostel und den Kaiser Karl, und Eponine und Sabinus und ein Tasse kleiner vergoldeter Alten, die zur Zugabe die Trompete bliesen, ungerechnet noch köstliche Glockenspiele, die sie aller Augenblicke in die Luft streut, ohne daß man wußte, weshalb! Ist eine Uhr, die blos die Stunden andeutet, so viel werth? Ich bin der Ansicht der großen Uhr in Straßburg und ziehe sie dem Kuckuck des Schwarzwaldes vor.

Herr Gillenormand sprach besonders Unsinn in Beziehung auf die Hochzeit und alle Ausstattungen des 18. Jahrhunderts gingen in buntem Gemisch in seinen schwungreichen Redensarten vorüber.

„Ihr kennt die Kunst, Feste zu geben, gar nicht. Ihr versteht es in diesen Zeiten nicht, einen Tag der Freude zu schaffen,“ rief er aus. „Euer 19. Jahrhundert ist ausgedörrt. Es mangelt ihm an Erfolg. Es kennt das Reiche, das Edle nicht. In jeder Beziehung ist es etwas geschoren. Euer Mittelstand ist einfältig, geschmacklos, geruchlos, gestaltlos, Träumer. Die Träume Eurer Bürgerinnen, die sich etabliren, wie sie sagen, sind ein schönes, frisch decorirtes Boudoir mit Polisander und Kattun! Platz! Platz! Der Herr Knauser

heirathet Fräulein Lump! Pracht und Glanz. Man hat einen Louisd'or auf eine Wachskerze geklebt. So ist die Zeit. Ich will bis über die Sarmaten hinaus entfliehen. Ach, schon 1787 habe ich es vorausgesagt, daß Alles verloren sei, an dem Tage, an welchem ich den Herzog von Rohan, Prinzen von Léon, Herzog von Chabot, Herzog von Monbazon, Marquis von Soubise, Vicomte von Thouars, Pair von Frankreich im Rumpelkasten nach Longchamps fahren sah! Das hat seine Früchte getragen. In diesem Jahrhundert betreibt man seine Geschäfte, spielt auf der Börse, gewinnt Geld und ist dabei schmierig. Man pflegt und putzt die Oberfläche. Man ist stutzerhaft angezogen, gewaschen, geseift, rasirt, gekämmt, gewichst, gestrichelt, gebürstet, außerhalb gereinigt, vorwurfsfrei, glatt wie ein Kiesel, bescheiden, sauber, und zu gleicher Zeit hat man im Grunde das Gewissen der Misthaufen und der Kloaken, so daß man eine Viehmagd zurücktreiben kann, die sich in die Finger schneuzt. Ich octroyre für diese Wahl den Wahlspruch: schmutzige Reinlichkeit, Marius werde nicht bös; gieb mir die Erlaubniß, zu sprechen. Ich sage nichts Schlechtes vom Volke, siehst Du, ich habe den Mund voll von Deinem Volke, aber gestatte mir, daß ich ein wenig auf die Spießbürger schimpfe. Ich gehöre zu ihnen. Wer gut schmiert, der gut fährt. Ich sage es gerade heraus; heutzutage verheirathet man sich, aber man versteht es nicht mehr, sich zu vermählen. Ja, es ist wahr. Ich beklage die Endlichkeit der alten Sitten; ich beklage Alles noch. Die Eleganz, die Ritterlichkeit, das Höfische und feine Wesen, der erquickende Luxus, den Jeder hatte, die Musik, einen Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten bildend, Symphonien oben, Tambourinsgeklingel unten, Tänze, heitere Gesichter am Tische, gekünstelte Verse, Gesänge, Feuerwerk, lautes Lachen, der Teufel und sein Gefolge, große Bandschleifen. Ich beklage das Strumpfband der Neuvermählten, das Strumpfband der

Neuvermählten ist nahe verwandt mit dem Gürtel der Venus. Um was dreht sich der trojanische Krieg? Parbleu, um das Strumpfband Helena's. Ach! wie lachte jeder Mund in jenen Zeiten! Die Jugend war ein Blumenbouquet, jeder junge Mann endete in einem Fliederzweige oder in einem Rosengebüsch; wäre man auch Krieger gewesen, man war doch Schäfer. Und wenn man zufällig Dragonerhauptmann war, fand man das Mittel, sich Florian zu nennen. Man hielt darauf, hübsch zu sein. Ein Bürger sah aus wie eine Blume und ein Marquis wie ein Steinschmuck. Man war heiter, lustig, flatterhaft, kokett, aber das verhinderte nicht, den Degen an der Seite zu tragen. Das war die Zeit des galanten Indiens. Eine Seite des Jahrhunderts war das Zarte, die andere das Prachtvolle. Man amüsirte sich. Jetzt ist man ernst, der Bürger ist geizig, die Bürgerstochter prüde; Euer Jahrhundert ist unglücklich. Man würde die Grazien vertreiben, weil sie ausgeschnitten gehen. Ach, man verbirgt die Schönheit wie eine Häßlichkeit! Seit der Revolution trägt alle Welt Beinkleider, selbst die Tänzerinnen. Man soll jetzt majestätisch sein, und wißt Ihr, wohin man durch diese Majestät gelangt? Klein zu sein. Merkt Euch, die Freude ist nicht nur heiter, sie ist auch groß. Aber zum Teufel, so seid doch lustig, verliebt! Wenn Ihr Euch verheirathet, so thut es doch mit dem Fieber und der Betäubung und dem Lärm und dem Getöse des Glückes! Ernsthaftigkeit in der Kirche, das mag hingehen. Aber sobald die Messe vorbei ist, sarpejeu! muß man die junge Frau mit einem Traumwirbel umgeben. Spart nicht vor der Hochzeitsfeier, nagt ihr den Glanz nicht ab; knausert nicht an dem Tage, an welchem Ihr vor Freude strahlt; die Hochzeit ist nicht die Hauswirthschaft. Ach, wenn ich nach meiner Laune handeln dürfte, so sollte das herrlich sein; man müßte die Vio-

linen in den Bäumen hören. Mein Programm wäre: himmelblaues Silber!"

Während der Großvater in seinen schwatzhaften Ergießen sich selbst hörte, berauschten Cosette und Marius sich dadurch, daß sie sich frei einander anblickten.

Die Tante Gillenormand betrachtete das Alles mit ihrer unwandelbaren Gelassenheit. Sie hatte seit fünf oder sechs Monaten eine gewisse Quantität von Aufregungen empfunden; Marius zurückgekehrt, Marius blutend zurückgebracht, Marius von den Barrikaden zurückgebracht, Marius todt, dann wieder lebend, Marius ausgesöhnt, Marius verliebt, Marius sich verheirathend, mit einem armen Mädchen; Marius sich verheirathend, mit einer Millionairin. Die sechsmalhunderttausend Francs waren ihre letzte Ueberraschung gewesen. Dann kehrte ihre Gleichgiltigkeit einer zum ersten Mal Communicirenden zurück. Sie ging regelmäßig in die Kirche, betete ihren Rosenkranz ab, las ihre Kirchenagende, flüsterte in den Ecken des Hauses ihre Ave's, während man in den anderen flüsterte: I love you und erblickte Marius und Cosette undeutlich wie zwei Schatten. Der Schatten war sie selbst.

Es giebt einen gewissen Zustand des trägen Ascetismus, in welchem die Seele, neutralisirt durch die Betäubung, dem fremd, was man die Angelegenheit des Lebens nennen könnte, nichts bemerkt, ausgenommen Erdbeben und Katastrophen, aber keinen menschlichen Eindruck empfängt, weder einen angenehmen, noch einen peinlichen. Eine solche Traurigkeit, sagte Vater Gillenormand zu seiner Tochter, gleicht dem Schnupfen. Du fühlst nichts von dem Leben. Weder den üblen, noch den guten Geruch bemerkst Du.

Uebrigens hatten die 600,000 Francs die Unentschlossenheit der alten Jungfer beseitigt. Ihr Vater hatte die Gewohnheit angenommen, sie so wenig zu beachten, daß er sie

nicht einmal bei der Einwilligung zu Marius Heirath zu Rathe zog. Er handelte seiner Weise nach ungestüm und hatte, vom Despoten zum Sklaven geworden, nur einen Gedanken: Marius zu befriedigen. Daran, daß die Tante existirte und auch eine Meinung haben könnte, dachte er nicht einmal, und so beschränkt sie auch war, fühlte sie sich dadurch doch verletzt, in ihrem Innern etwas empört, aber äußerlich gleichgültig sagte sie zu sich selbst: „mein Vater beantwortet die Frage der Heirath ohne mich. Ich werde die Frage der Erbschaft ohne ihn lösen.“ Sie war in der That reich und der Vater war es nicht. Sie hatte also darüber ihre Entscheidung vorbehalten. Wahr ist es, daß, wäre die Heirath arm gewesen, sie sie arm gelassen hätte. „Um so schlimmer für meinen Neffen! Er heirathet eine Bettlerin, nun so sei er ein Bettler!“ Aber die halbe Million Cosettens gefiel der Tante und änderte ihre innere Lage in Beziehung auf dieses liebende Paar. Man ist sechsmalhunderttausend Francs Rücksicht schuldig, und es war offenbar, daß sie nicht anders konnte, als ihr Vermögen diesen Leuten zu hinterlassen, da sie dessen nicht mehr bedurften.

Es wurde bestimmt, daß das junge Paar bei dem Großvater wohnen sollte. Herr Gillenormand wollte ihnen durchaus sein Zimmer überlassen, das schönste in dem Hause. — Das wird mich wieder jung machen, erklärte er; das ist ein alter Plan; ich hatte immer die Absicht, in meinem Zimmer Hochzeit machen zu lassen. Er möblirte das Zimmer mit einer Menge alter galanter Tändeleien. Er ließ die Wände mit einem ausgewählten Stoffe bekleiden, von denen er einige Stücke hatte, welche er für Utrechter Fabrikat hielt, Atlasgrund mit goldenen Knöpfen und Sammetblumen.

„Mit diesem Stoffe,“ sagte er, „war das Bett der Herzogin von Anville in Rocheguyon drappirt.“

Auf dem Kamin stellte er eine Statuette von weißem Porzellan, die auf dem Bauche eine Muffe trug.

Die Bibliothek des Herrn Gillenormand wurde das Advocatenkabinet, dessen Marius bedurfte; ein solches Kabinet war vorschriftsmäßig.

VII.

Die Wirkungen des Traumes und des Glückes.

Die Liebenden sahen sich täglich. Cosette kam in Begleitung des Herrn Fauchelevent.

„Das ist die umgekehrte Ordnung," sagte Fräulein Gillenormand, „daß die Braut in das Haus des Bräutigams kommt, da die Honneurs zu machen."

Aber Marius Genesung hatte diese Gewohnheit herbeigeführt und die Armsessel der Rue des Filles du Calvaire eigneten sich besser zu einem tête-à-tête als die Strohstühle der Rue de l'Homme Armé, und befestigten so diese Gewohnheit. Marius und Herr Fauchelevent sahen sich, sprachen aber nicht mit einander. Das schien unter ihnen so abgemacht zu sein. Jedes Mädchen bedarf eines Führers. Cosette hätte nicht ohne Herrn Fauchelevent kommen können. Für Marius war Herr Fauchelevent die Bedingung Cosettens.

Er nahm sie an. Indem auf zufällige Weise politische Gegenstände sich in das Gespräch mischten, gelangte man allmälig dahin, sich ein wenig mehr als ja und nein zu sagen. Einmal waren sie über den Unterricht, den Marius unentgeltlich und obligatorisch wollte, über das ganze Volk ausgegossen wie Luft und Sonne, einig und sprachen beinahe mit einander. Marius bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Herr Fauchelevent gut sprach und selbst mit einer gewissen Erhabenheit der Sprache. Es mangelte ihm indeß ein gewisses Etwas. Herr Fauchelevent hatte etwas weniger wie ein Weltmann und etwas mehr.

Marius umgab in seinem Innern und in der Tiefe seiner Gedanken diesem Herrn Fauchelevent, der für ihn blos wohlwollend und kalt war, mit allen Arten stummer Fragen. Er hegte zuweilen Zweifel über seine eigenen Erinnerungen. Er fand in seinem Gedächtniß ein Lücke, einen schwarzen Ort, einen Abgrund, der durch vier Monate der Todesqual gegraben war. Viele Dinge hatten sich in demselben verloren. Er war dahin gekommen, sich zu fragen, ob es denn wirklich wahr sei, daß er Herrn Fauchelevent, einem so ernsten und ruhigen Mann auf der Barrikade gesehen hätte?

Dies war übrigens nicht das einzige Erstaunen, welches die Erscheinungen und die Lücken der Vergangenheit in seinem Geist hinterlassen hatte. Man darf nicht glauben, daß er von allen jenen lästigen Stürmen des Gedächtnisses befreit wurde, die uns, selbst wenn wir glücklich und zufrieden sind, zwingen, trübe Blicke rückwärts zu richten. Der Kopf, welcher sich nicht gegen die verschwundene Horizonte zurückwendet, enthält weder Gedanken noch Liebe. Zuweilen nahm Marius sein Gesicht in beide Hände und die ungestüme und unbestimmte Vergangenheit durchdrang dann die Dämmerung, die ihn umschattete. Er sah aber Mabeuf fallen, er hörte Gavroche mitten in dem

Kartätschenhagel singen, er fühlte unter seinen Lippen die kalte Stirn Eponinens; Enjolras, Courfeyrac, Jean Prouvaire, Combeferre, Bossuet, Grantaire, alle seine Freunde erhoben sich vor ihm und verschwanden dann. Alle diese theueren, schmerzlichen, tapfern, lieblichen oder tragischen Gestalten, gehörten sie nur seinen Träumen an? Haben sie existirt? Der Aufstand hatte Alles in seinen Pulverdampf gehüllt. Solche große Fieberanfälle haben große Träume. Er befragte sich; er betastete sich; ihm schwindelte vor all diesen verschwundenen Wirklichkeiten. Wo waren sie denn alle? War es wirklich wahr, daß sie Alle getödtet waren? Ein Sturz in die Finsterniß hatte Alle fortgerissen, ausgenommen ihn. Das Alles schien ihm verschwunden zu sein, wie hinter einem Theatervorhange. Es giebt dergleichen Vorhänge, die sich in dem Leben herablassen. Gott geht dann zu dem folgenden Akte über.

War er selbst denn noch derselbe Mensch? Er, der Arme, war reich; er, der Verlassene, hatte eine Familie; er, der Verzweifelnde, heirathete Cosette. Es schien ihm, als wäre er durch ein Grab gegangen, als hätte er es schwarz betreten und weiß wieder verlassen. In diesem Grabe waren die Andern zurückgeblieben. In gewissen Augenblicken kehrten alle diese Wesen der Vergangenheit zurück und bildeten um ihn her einen finstern Kreis, dann dachte er an Cosette und wurde wieder heiter; aber es war nichts weniger als diese Glückseligkeit nöthig, um jene Catastrophe zu verwischen.

Herr Fauchelevent hatte beinahe einen Platz unter diesen verschwundenen Wesen. Marius zögerte, zu glauben, daß der Fauchelevent der Barrikade der Fauchelevent in Fleisch und Bein sei, der so ernsthaft neben Cosette saß. Der erste war wahrscheinlich einer jener Alpe, welche durch die Stunden des Deliriums herbeigeführt und wieder fortgetragen werden. Uebrigens standen ihre beiden Naturen einander schroff gegenüber, keine Frage von Marius an

Herrn Fauchelevent war möglich. Er hatte nicht einmal den Gedanken daran gehegt.

Zwei Menschen, welche ein gemeinschaftliches Geheimniß haben und in Folge einer Art stillschweigender Uebereinstimmung kein Wort darüber wechseln, das ist minder selten, als man glaubt. Nur einmal wagte Marius einen Versuch. Er mischte in sein Gespräch die Rue de la Chanvrerie, und sich dabei zu Herrn Fauchelevent wendend, sagte er:

„Sie kennen doch die Straße?"

„Welche Straße?"

„Die Rue de la Chanvrerie?"

„Ich habe keinen Begriff von dem Namen der Straße," erwiderte Herr Fauchelevent mit dem natürlichsten Tone von der Welt.

Die Antwort, welche sich auf den Namen der Straße und nicht auf die Straße selbst bezog, schien Marius entscheidender zu sein, als dies in der That war.

„Ganz gewiß," sagte er, „habe ich geträumt. Ich hatte eine Hallucination. Es war Jemand, der ihm gleicht. Herr Fauchelevent war nicht dort.

VIII.

Zwei Menschen, welche nicht wieder zu finden sind.

So groß auch die Bezauberung war, verwischte sie doch aus Marius' Geist andere Gedanken nicht ganz.

Während die Hochzeit vorbereitet wurde und in Erwartung der festgesetzten Zeit ließ er schwierige und gewissenhafte Nachforschungen anstellen.

Er war nach mehreren Richtungen hin zur Dankbarkeit verpflichtet; er war dies seinem Vater und sich selbst schuldig.

Es gab Thénardier, es gab jenen Unbekannten, der ihn, Marius, zu Herrn Fauchelevent gebracht hatte.

Marius bestand darauf, diese beiden Männer wieder zu finden; er wollte nicht sich verheirathen, glücklich sein und sie vergessen, und fürchtete, daß diese Schuld der Pflicht, welche nicht bezahlt wurde, einen Schatten auf sein jetzt so hell strahlendes Leben werfen möchte. Es war ihm unmöglich, das Alles leidend hinter sich zu lassen, und er wollte, ehe er voller Freuden in die Zukunft eintrat, die Vergangenheit bezahlt machen.

Daß Thénardier ein Ungeheuer war, raubte der Thatsache nichts, daß er den Oberst Pontmercy rettete. Thénardier war ein Bandit für alle Welt, ausgenommen für Marius.

Und Marius, der den wahren Auftritt des Schlachtfeldes von Waterloo nicht kannte, wußte nichts von der Eigenthümlichkeit, daß sein Vater diesem Thénardier gegenüber sich in der sonderbaren Lage befand, ihm das Leben zu verdanken, ohne ihm zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein.

Keiner der verschiedenen Leute, welche Marius verwendete, vermochte die Spur Thénardier's aufzufinden, das Verschwinden schien in dieser Richtung vollständig zu sein. Die Thénardier war im Gefängniß während des Prozesses gestorben. Thénardier und seine Tochter Azelma, die einzigen Beiden, welche von dieser kläglichen Gruppe übrig blieben, waren in Dunkelheit versunken. Der Schlund des socialen Unbekannten hatte sich schweigend über diese Wesen geschlossen.

Da die Thénardier gestorben, Boulatruelle außer Betracht gekommen, Claquesous verschwunden, die Hauptangeklagten aus dem Gefängniß entsprungen waren, scheiterte der Prozeß des Ueberfalles in der Baracke Gorbeau so ziemlich. Die Angelegenheit war ziemlich dunkel geblieben. Die Assisen hatten sich mit zwei ziemlich untergeordneten Personen begnügen müssen, Panchaud, genannt Printanier, genannt Bigrenaille, und Demi-Liard, genannt zwei Milliarden, welche zu zehn Jahren Galeeren verurtheilt wurden. Lebenslängliche Zwangsarbeit war gegen ihre entsprungenen und in contumaciam verurtheilten Mitschuldigen ausgesprochen. Thénardier, der Anführer und Anstifter, war ebenfalls in contumaciam zum Tode verurtheilt worden, und diese Verurtheilung war das Einzige, was von Thénardier übrig blieb und warf auf diesen Namen ihr finsteres Licht, wie eine Kerze, die neben einem Sarge brennt.

Diese Verurtheilung vergrößerte übrigens den dunkeln Schatten, welcher diesem Mensch deckte, da sie Thénardier durch die Furcht, wieder ergriffen zu werden, in die tiefsten Tiefen versinken machte.

Was dem Andern betrifft, dem Unbekannten, der Marius gerettet hatte, so führten die Nachsuchungen Anfangs zu einigen Resultaten, endeten aber plötzlich. Es gelang ihm, den Fiaker aufzufinden, der ihn am Abend des

6. Juni nach der Rue de la Filles du Calvaire gebracht hatte. Der Kutscher erklärte, daß er am 6. Juni auf Befehl eines Polizeiagenten von drei Uhr Nachmittags an bis zur Anbruch der Nacht auf dem Quai de Champs Elysée's über den Ausfluß des großen Kanals stationirt gewesen sei; das gegen neun Uhr Abends das Gitter des Kanals, welches auf den Fluß führt, sich geöffnet hatte, und daß ein Mann daraus hervorgekommen war, der einen andern Mann, welcher todt zu sein schien, auf den Schultern trug; daß der Polizeiagent, welcher beobachtend auf diesem Punkte stand, den lebenden Mann arretirt und den Todten verhaftet hätte, daß auf Befehl des Agenten er, der Kutscher, alle diese Leute in seinen Fiaker genommen; daß man Anfangs nach der Rue de la Filles du Calvaire gefahren und dort den Todten niedergelegt hätte; daß der todte Mensch Herr Marius gewesen sei und er, der Kutscher, ihn wohl erkenne, obgleich er „diesmal“ lebend sei; daß man dann wieder in seinen Wagen gestiegen wäre, daß er die Pferde angetrieben hätte, daß man ihm einige Schritte vor dem Thore des Archives zugerufen hätte, anzuhalten, daß man ihn auf der Straße bezahlt und verlassen hätte, und daß er, der Polizeiagent, den andern Mann mit sich genommen, daß er weiter nichts wüßte, daß die Nacht fürchterlich dunkel gewesen sei.

Marius erinnerte sich, wie wir erwähnten, an nichts. Er besann sich nur darauf, daß er durch eine kräftige Hand von hinten in eben dem Augenblick ergriffen wurde, in welchem er auf der Barrikade niederstürzte; dann verschwand für ihn Alles. Er war erst bei Herrn Gillenormand zum Bewußtsein zurückgekehrt.

Er verlor sich in Vermuthungen. Er konnte an seiner eigener Identität nicht zweifeln. Wie kam es aber, daß er in der Rue de la Chanvrerie gefallen, von dem Polizeiagenten an dem Damme der Seine, nahe bei der Brücke der

Invaliden aufgegriffen wurde? Hatte ihn Jemand von dem Viertel der Hallen unter dem Champs Elysée's getragen? und wie? Durch den Abzugskanal. Unerhörte Aufopferung! Jemand? wer?

Dieser Mensch war es, den Marius suchte.

Von diesem Menschen, der sein Retter war, ließ sich nichts entdecken; keine Spur, nicht das geringste Zeichen.

Marius war zwar in dieser Beziehung zu großer Zurückhaltung gezwungen, setzte indeß seine Nachforschungen bis zur Polizeipräfectur fort. Hier führten die Erkundigungen ebensowenig wie anderwärts zu irgend einer Aufklärung. Die Präfektur wußte davon weniger, als der Fiakerkutscher. Man hatte dort keine Kenntniß von irgend einer am 6. Juni bei dem Gitter des großen Abzugskanals vorgenommenen Verhaftung. Man hatte keinen Rapport eines Agenten über diese Thatsache erhalten, welche in der Präfektur als eine Fabel betrachtet wurde. Man schrieb die Erfindung dieser Fabel dem Kutscher zu. Ein Kutscher, der ein Trinkgeld haben will, ist zu Allem fähig, selbst zu der Einbildungskraft, die Thatsache war indeß gewiß und Marius konnte nicht daran zweifeln, er hätte denn an seiner eigenen Identität zweifeln müssen.

Alles war bei diesem sonderbaren Räthsel unerklärlich.

Dieser geheimnißvolle Mensch, den der Kutscher aus dem Gitter des großen Abzugskanals mit dem ohnmächtigen Marius auf seinem Rücken hatte treten sehen und den der auf der Lauer stehende Polizeiagent bei der Rettung eines Insurgenten verhaftete — was war aus ihm geworden und was war aus dem Agenten selbst geworden und weshalb hatte dieser Agent das Schweigen bewahrt? War es dem Menschen gelungen, zu entkommen? Hatte er den Agenten bestochen? Weshalb gab dieser Mensch Marius, der ihm Alles verdankte, kein Lebenszeichen? Die Uneigennützigkeit war nicht minder wunderbar wie die Aufopferung. Wes-

halb erschien dieser Mensch nicht wieder. Vielleicht war er über die Belohnung erhaben, aber Niemand darf sich der Dankbarkeit entziehen. War er todt? Was für ein Mensch war er? Was für ein Gesicht hatte er? Niemand konnte das sagen. Der Kutscher antwortete: die Nacht war zu dunkel. Basque und Nicolette hatten in der Verwirrung nur ihren jungen blutbedeckten Herrn gesehen. Der Portier, dessen Licht das tragische Erscheinen von Marius beleuchtete, war der Einzige, welcher den fraglichen Menschen bemerkt hatte, und er gab von ihm folgendes Signalement: der Mensch war entsetzlich anzusehen!

In der Hoffnung, daraus für seine Nachforschungen Nutzen ziehen zu können, ließ Marius die blutigen Kleider, die er auf dem Leibe hatte, als man ihn zu seinem Großvater zurückbrachte, aufbewahren. Indem man die Kleider genauer besichtigte, sah man, daß ein Zipfel des Rockes auf eigenthümliche Weise zerrissen war. Es fehlte daran ein Stück.

Eines Abends sprach Marius in Gegenwart von Cosette und Jean Valjean von diesem eigenthümlichen Abenteuer, von den zahllosen Erkundigungen, die er eingezogen und von der Nutzlosigkeit aller seiner Bemühungen. Das kalte Gesicht des Herrn Fauchelevent verdroß ihn. Er rief mit einer Heftigkeit, die beinahe den Klang des Zornes annahm:

„Ja dieser Mensch ist erhaben, wer es auch sein mag. Wissen Sie, was er gethan hat, mein Herr? Er ist zu Hülfe gekommen wie der Erzengel. Er muß sich in den Kampf gestürzt, mich demselben entrissen, die Schleuse geöffnet, mich hineingeschleppt, mich darin getragen haben! Er muß mehr als ein und eine halbe Meile in den abscheulichen unterirdischen Gängen, gebückt, in der Dunkelheit, in dem Kothe, zurückgelegt haben, mehr als ein und eine halbe Meile, mein Herr, und mit einem Leichnam auf dem Rücken!

Und in welcher Absicht? In der alleinigen Absicht, diesen Leichnam zu retten! Und diese Leiche war ich! Er hat sich gesagt: es liegt in ihm vielleicht noch ein Schimmer des Lebens; ich will meine Existenz wagen, um diesen elenden Funken zu erhalten! Und seine Existenz hat er nicht einmal, sondern zwanzig Mal gewagt! Bei jedem Schritt in Gefahr. Der Beweis ist, daß er verhaftet wurde, als er den Kanal verließ. Wissen Sie, mein Herr, daß dieser Mensch das Alles gethan hat? Und keine Belohnung zu erwarten. Was war er? Ein Insurgent. Was war ich? Ein Besiegter. Ach, wenn die sechsmalhunderttausend Francs mir gehörten!"

„Sie gehören Ihnen," unterbrach ihn Jean Valjean.

„Nun wohl," entgegnete Marius, „so würde ich sie darum geben, diesen Menschen wieder zu finden."

Jean Valjean bewahrte das Schweigen.

Jean Valjean.

Sechstes Buch.

Die schlaflose Nacht.

I.

Der sechszehnte Februar 1833.

Die Nacht vom 16. zum 17. Februar 1833 war eine gesegnete. Unter ihrem Schleier war der Himmel geöffnet. Es war die Hochzeitsnacht von Marius und Cosette.

Der Tag war wunderbar schön gewesen.

Man hatte zwar nicht das von dem Großvater geträumte Fest gefeiert, eine Feerie, mit der Verwirrung der Cherubim's und Cupido's unter dem Kopfe der Neuvermählten, eine Heirath, würdig, ein Thürstück zu bilden, allein das Fest war schön und heiter gewesen.

Die Hochzeitsgebräuche waren im Jahre 1833 andere wie jetzt. Frankreich hatte noch nicht England jenes übermäßige Zartgefühl entlehnt, seine Frau zu entführen, bei dem Austritt aus der Kirche zu entfliehen, voll Scheu sein Glück zu verbergen und das Benehmen eines bankerotten Kaufmanns mit dem Entzücken des hohen Liedes Salomonis zu vereinigen. Man hatte noch nicht begriffen, was Keusches, Außerordentliches und Schamhaftes darin liegt, sein Paradies in der Postchaise fortzurütteln, sein Mysterium mit Peitschengeknall zu vermischen, ein Gasthofbett zum Hochzeitslager zu nehmen und hinter sich in dem banalen Al-

koven die heiligste der Erinnerungen in buntem Gemisch mit dem tête-à-tête des Post-Conducteurs und der Gasthofmagd zulassen.

In dieser zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, in welcher wir leben, genügen der Maire und seine Schärpe, der Priester und seine Stola, das Gesetz und Gott nicht mehr. Es bedarf zur Vervollständigung des Postillions von Lonjumeau, der weißen Jacke mit rothen Aufschlägen und blanken Knöpfen, der Lederhose, der Flüche auf die Pferde, der falschen Tressen des gewichsten Hutes, der gepuderten Haare, der gewaltigen Peitsche und der steifen Stiefel.

1833, das sind hundert Jahre, aber da vollzog man die Heirathen noch nicht im Trabe.

Man bildete sich in jener Zeit noch sonderbarer Weise ein, eine Heirath müsse ein inniges, gesellschaftliches, ein patriarchalisches Mahl bedürfen, nur eine häusliche Feierlichkeit, nicht die Lustigkeit, und wäre sie selbst übermäßig, nur anständig, könnte dem Glücke nichts Böses zufügen, und es wäre endlich ehrwürdig und gut, daß die Verschmelzung zweier Geschicke, aus der eine Familie entspringen soll, in dem Hause begönne, und daß der Haushalt zum Zeugen künftig das Hochzeitsgemach habe.

Man war damals so schamlos, sich in seinem Hause zu heirathen.

Die Hochzeit wurde daher nach jener jetzt veralteten Idee bei Herrn Gillenormand gefeiert.

So natürlich und so gewöhnlich die Angelegenheit ist, sich zu verheirathen, so haben doch das Aufgebot, die aufzusetzenden Verträge, die Mairie, die Kirche immer etwas Schwieriges. Man konnte nicht vor dem 16. Februar bereit sein.

Es war aber — wir führen diesen Umstand nur an, um genau zu sein — zufällig am 16. Februar ein Fastnachtsdienstag. Daraus entstanden Zögerungen und Gewissens-

bisse, besonders bei der Tante Gillenormand. „Ein Fastnachtsdienstag!“ rief der Großvater, „desto besser. Weiter! Es mag mit dem 16ten gehen! Willst Du eine Verzögerung, Marius?“

„Nein, gewiß nicht!“ antwortete der Verliebte.

„So heirathen wir uns denn!“ sagte der Großvater.

Die Heirath wurde also am 16ten geschlossen, ungeachtet der öffentlichen Lustigkeit. Es regnete an diesem Tage, allein es giebt am Himmel selbst eine kleine Ecke Hellblaues zum Dienste des Glückes, welches die Liebenden sehen, selbst wenn die übrige Schöpfung unter einem Regenschirm sein sollte.

Am Tage zuvor hatte Jean Valjean an Marius in Gegenwart des Herrn Gillenormand die 584,000 Francs übergeben.

Da die Heirath in dem Kirchspiele geschlossen wurde, waren die Verhandlungen ganz einfach gewesen.

Die Toussaint war für Jean Valjean jetzt nutzlos; Cosette erbte sie und hatte sie zum Range einer Kammerfrau befördert.

Was Jean Valjean betraf, so war für ihn in dem Hause Gillenormand ein schönes für ihn ausdrücklich möblirtes Zimmer bereitet, und Cosette hatte ihm so unwiderstehlich gesagt: „Vater, ich bitte Dich,“ daß sie ihm nach und nach das Versprechen entlockt hatte, dies Zimmer zu bewohnen.

Einige Tage vor dem zur Trauung festgesetzten, hatte Jean Valjean einen Unfall. Er beschädigte sich ein wenig den Daumen der rechten Hand; es war nicht ernstlich; er erlaubte nicht, daß irgend Jemand sich damit beschäftigte noch ihn verband, selbst nicht einmal seine Wunde sah, sogar nicht Cosette. Das hatte ihn indeß genöthigt, sich die Hand mit Leinwand zu verbinden und den Arm in der Schärpe zu tragen, wodurch er am Schreiben verhindert wurde.

Herr Gillenormand als zweiter Vormund Cosettens hatte ihn bei Unterzeichnung des Contracts vertreten.

Wir werden den Leser weder auf die Mairie, noch in die Kirche führen. Man folgt den Liebenden nicht so weit und man hat die Gewohnheit, dem Drama den Rücken zu kehren, sobald es ein Hochzeitsbouquet in das Knopfloch steckt. Wir begnügen uns, ein Ereigniß zu erwähnen, welches übrigens von der Hochzeitsgesellschaft unbekannt, den Weg von der Rue des Filles du Calvaire nach der Kirche Saint-Paul bezeichnete.

Man pflasterte um diese Zeit das nördliche Ende der Rue Saint-Louis. Die Straße war von der Rue du Parc-Royal an versperrt. Es war dem Hochzeitswagen unmöglich, gradewegs nach Saint-Paul zu fahren. Der Weg mußte daher verändert werden und das einfachste war, ihn längs den Boulevard zu nehmen. Einer der Eingeladenen machte bemerklich, daß es Fastnachtsdienstag sei und daß hier eine Anhäufung von Wagen stattfinden würde.

„Weshalb?" fragte Herr Gillenormand.

„Wegen der Masken."

„Vortrefflich!" sagte der Großvater. „Machen wir den Weg. Die jungen Leute verheirathen sich; sie treten in den Ernst des Lebens ein. Das wird sie darauf vorbereiten, wenn sie ein wenig die Maskerade sehen."

Man fuhr über den Boulevard. In der ersten Hochzeitskutsche saß Cosette und die Tante Gillenormand, Herr Gillenormand und Herr Valjean. Marius, der noch von seiner Braut getrennt war, wie der Gebrauch es vorschrieb, fuhr erst in der Zweiten. Der Hochzeitszug schloß sich bei dem Austritt aus der Rue des Filles du Calvaire dem langen Zuge von Wagen an, welcher eine endlose Kette von der Madeleine bis zur Bastille und von der Bastille bis zur Madeleine bildete.

Masken waren auf dem Boulevard in überreicher

Menge. Wenn es auch zuweilen regnete, so ließen Paillasse und Pantalon und Gille sich dadurch nicht stören. In der guten Laune des Winters von 1833 hatte Paris sich als Venedig verkleidet. Dergleichen Fastnachtsdienstage sieht man jetzt nicht mehr. Da Alles, was existirt, ein weit verbreiteter Carneval ist, giebt es keinen eigentlichen Carneval mehr.

Die Nebenalleen waren gefüllt mit Vorübergehenden, die Fenster mit Neugierigen. Die Terassen auf den Treppen der Theater waren mit Zuschauern besetzt. Außer den Masken betrachtete man auch den Wagenzug, der den Fastnachtsdienstag ebenso wie Longchamps eigenthümlich ist. Wagen aller Art, die in Ordnung fuhren, streng geregelt durch die Polizei und wie auf einem Schienenwege gereiht. Wer in einem solchen Wagen fährt, ist zugleich Zuschauer und Schauspieler. Stadtsergeanten hielten an beiden Seiten des Boulevard diese beiden unabsehbar unendlichen Reihen in Ordnung, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegten, und wachten darüber, daß keiner der Wagen den andern zu überholen versuchte. Die wappengeschmückten Kutschen der Pairs von Frankreich und der Gesandten fuhren in der Mitte der Straße und konnten sich frei hin und her bewegen. Gewisse lustige Züge, namentlich der Fastnachtsochse, hatte dasselbe Privilegium.

In der doppelten Reihe, an welcher hier Municipalgarden wie Schäferhunde auf- und niedergaloppirten, bemerkte man rechtschaffene Familien-Halbchaisen, angefüllt mit Großtanten und Großmüttern und an ihren Thüren fröhliche Kindergruppen zeigend, die als Harlekins von sieben Jahren und als Colombinen von sechs Jahren verkleidet waren, reizende kleine Wesen, welche fühlten, daß sie officiell einen Theil der öffentlichen Lustbarkeit bildeten und von der Würde ihrer Harlekinade durchdrungen, den Ernst von Beamten zeigten.

Von Zeit zu Zeit entstand eine Verlegenheit in einer

der Wagenprozessionen; die eine oder die andere der beiden Reihen mußten Halt machen, bis der Knoten gelöst war; ein einbiegender Wagen genügte, um die ganze Reihe zu lähmen; dann setzte man sich wieder in Bewegung.

Die Hochzeitskutschen waren in der Reihe, die nach der Bastille fuhr und die rechte Seite des Boulevards verfolgte. Auf der Höhe der Rue du Pont-aux-Choux entstand ein Aufenthalt. Beinahe in demselben Augenblicke mußte die andere Reihe ebenfalls anhalten. Auf diesem Punkte des Zuges war ein Wagen mit Masken. Diese Wagen oder richtiger gesagt, diese Karren mit Masken sind den Parisern wohl bekannt. Wenn sie an einem Fastnachtsdienstage oder an einem halben Festtage fehlten, so würde man darunter irgend etwas vermuthen und sagen: darin liegt Etwas. Wahrscheinlich wird ein Ministerwechsel bevorstehen.

Eine Anhäufung von Cassandras, Harlekins und Colombinen, über den Vorübergehenden gerüttelt, alle möglichen komischen Masken, von dem Türken bis zum Wilden, dem Hercules, der einer Marquise den Arm giebt, den Fischweibern, den Elfenbeinperrücken, der großen Brille des Gesichterschneiders, dem Gejauchze der Festzüge, auf die Hüften gestützte Fäuste, kecke Stellungen, entblößte Schultern, maskirte Gesichter, offene Schamlosigkeit; ein Chaos der Unverschämtheit, gefahren von einem blumengeschmückten Kutscher — das ist es, worin diese Institution besteht.

Griechenland bedurfte des Thespiskarrens; Frankreich ist der Fiaker des Vadé eigenthümlich.

Alles kann parodirt werden, selbst die Parodie. Die Saturnalien, diese Grimasse der antiken Schönheit, gelangten von Stufe zu Stufe zu dem Fastnachtsdienstag. Die Tradition am Maskenwagen geht zurück bis in die ältesten Zeiten der Monarchie. Die Rechnungen Ludwig XI. gewährten dem Palastvoigt „20 Sous für drei Kutschen zur

Straßenmaskerade." In unsern Tagen bedienen diese lärmenden Haufen von Geschöpfen sich gewöhnlich zum Wagen eines alten Kukuks, und es fahren ihrer zwanzig in einem Wagen für sechs. Es sind Masken auf dem Sitze, auf dem Verdeck, auf dem Kutschersitz, auf der Deichsel; sie weilen selbst auf den Laternen des Wagens. Sie stehen, liegen, sitzen mit untergekreuzten oder herabhängenden Beinen. Die Frauenzimmer sitzen auf dem Schooße der Männer. Diese Wagen bilden Berge der Ausgelassenheit in der Mitte des Zuges. Man lacht, man schimpft, man flucht, man heult auf diesen Wagen und schäumt vor Glück über. Die Lustigkeit heult hier, der Spott flammt, die Heiterkeit strömt Purpur aus; zwei elende Mähren schleppen die zur Apotheose erblühte Posse; es ist der Triumphwagen des Gelächters.

Ein zu cynisches Gelächter, um wahr sein zu können. Und in Wirklichkeit ist dieses Gelächter verdächtig. Es hat eine Sendung. Es ist damit beauftragt, den Parisern den Carneval zu beweisen.

Der Zufall wollte nun, wie wir erwähnten, daß einer dieser mißgestalteten Haufen von maskirten Weibern und Männern, in einer geräumigen Calesche übereinander gehäuft, auf der linken Seite des Boulevards anhielt, während der Hochzeitszug auf der rechten Seite Halt machte. Von der einen Seite des Boulevards zur andern bemerkte der Wagen, auf dem die Masken sich befanden, gerade gegenüber den Wagen der Braut.

„Seht!" sagte eine Maske, „eine Hochzeit!"

„Eine falsche Hochzeit," erwiderte ein Anderer. „Wir sind zu nahe."

Und zu weit entfernt, um die Hochzeit erreichen zu können, überdies die Stadtsergeanten fürchtend, blickten die beiden Masken anderwärts hin.

Der ganze maskirte Wagen hatte noch einen Augenblick

viel zu thun; denn die Menge höhnte ihn aus, was die Liebkosungen der Menge gegen die Maskirten sind, und die beiden Masken, die so eben gesprochen hatten, mußten mit ihren Kameraden aller Welt die Spitze bieten, und hatten nicht so viel an dem ganzen Vorrath der Geschosse Antheil, um auf die Aeußerungen des Volkes zu antworten. Es entstand zwischen den Masken und der Menge ein wilder Austausch von Redensarten.

Indeß hatten zwei andere Masken desselben Wagens, ein Spanier mit übermäßig langer Nase und gewaltigem schwarzem Schnurrbart, und ein mageres Fischweib, ein ganz junges Mädchen mit einer Sammetmaske den Hochzeitszug ebenfalls bemerkt, und während ihre Gefährten und die Vorübergehenden sich gegenseitig schimpften, hielten sie mit leiser Stimme ein Zwiegespräch.

Die Unterhaltung wurde durch den Tumult übertönt und verlor sich in demselben. Die Regengüsse hatten den offenen Wagen durchnäßt; der Februarwind ist nicht kalt, und indem das Fischweib dem Spanier antwortete, lachte sie, hustete und klapperte in ihrem ausgeschnittenen Kleide vor Frost.

Hier das Gespräch:

„Sieh doch!"

„Was denn, Vater?"

„Siehst Du den Alten?"

„Welchen Alten?"

„Der in dem ersten Wagen des Hochzeitszuges auf unserer Seite."

„Der den Arm in der schwarzen Binde trägt?"

„Ja."

„Nun?"

Ich bin überzeugt, daß ich denselben kenne.

„Nun."

„Ich will mir den Hals abschneiden lassen, und in

meinem Leben nicht Sie, Du oder ich gesagt haben, wenn ich diesen Pariser da nicht kenne."

„Heute ist Alles Pariser."

„Kannst Du die Braut sehen, wenn Du Dich vorbiegst?"

„Nein."

„Und den Bräutigam?

„Es ist kein Bräutigam in dem Karren da."

„Da!"

„Es müßte denn der andere Alte sein."

„Sieh doch zu, daß Du die Braut erblickst, wenn Du Dich vorbiegst."

„Ich kann nicht."

„Gleichviel. Der Alte, der Etwas an der Pfote hat, den kenne ich, davon bin ich überzeugt."

„Und wozu nützt es, daß Du ihn kennst."

„Man weiß nicht. Zuweilen!"

„Ich kümmere mich den Kukuk um den Alten."

„Ich kenne ihn!"

„Nun, so kenne ihn nach Belieben!"

„Wie zum Teufel kommt er zu der Hochzeit!"

„Sind wir doch auch dabei!"

„Woher kommt diese Heirath?"

„Weiß ich es?"

„Höre."

„Was?"

„Du solltest Etwas thun."

„Was denn?"

„Von unserem Karren heruntersteigen um der Hochzeit zu folgen."

„Wozu das?"

„Um zu wissen, wohin sie geht und was es für eine ist. Eile, abzusteigen; lauf, meine Fee, Du bist jung.

„Ich kann den Wagen nicht verlassen."

„Weshalb nicht?"

„Ich bin vermiethet."

„Ach, zum Henker!"

„Ich bin meinen Tag der Fischhändlerin auf der Präfectur schuldig."

„Das ist wahr."

„Wenn ich den Wagen verlasse, so arretirt mich der erste beste Polizeiinspector; Du weißt ja."

„Ja, ich weiß."

„Heute bin ich von der Regierung gekauft."

„Gleichviel; der Alte macht mich dumm. Du bist aber doch kein junges Mädchen?"

„Er ist in dem ersten Wagen."

„Nun? Was dann?"

„In dem Karren der Braut."

„Was weiter!"

„Also ist er der Vater?"

„Was kümmert mich das?"

„Ich sage Dir, er ist der Vater."

„Es ist weiter Keiner als der Vater da."

„Höre."

„Was?"

„Ich kann nur maskirt ausgehen. Hier bin ich verborgen. Ja, man weiß nicht, daß ich hier bin. Aber morgen giebt es keine Masken mehr. Morgen ist Aschermittwoch; ich riskire zu fallen (verhaftet zu werden). Ich muß wieder in mein Loch zurück. Du, Du bist frei."

„Nicht allzu sehr.

„Aber doch immer mehr als ich."

„Nun, was weiter?"

„Du mußt zu erfahren suchen, wohin diese Hochzeit gegangen ist."

„Wohin sie geht?"

„Ja."

as weiß ich."

„Wohin geht sie denn?"

„Nach dem Cadran Bleu."

„Das ist nicht die Richtung."

„Nun, nach der Rapée."

„Oder anderwärts hin."

„Sie ist frei. Die Hochzeiten sind frei."

„Das ist noch nicht Alles. Ich sage Dir, Du mußt zu erfahren suchen, was das für eine Hochzeit ist, zu was der Alte gehört und wo diese Hochzeit wohnt."

„Weiter nichts? Das ist närrisch. Es ist bequem, acht Tage darauf eine Hochzeit wieder zu finden, die an einem Fastnachtsdienstag durch Paris zog. Eine Stecknadel in einem Heuboden! Ist das etwa möglich?"

„Gleichviel, Du mußt es versuchen. Hörst Du, Azelma?"

Die beiden Wagenreihen setzten sich auf beiden Seiten des Boulevards in entgegengesetzter Richtung wieder in Bewegung und der Wagen mit den Masken verlor den „Karren" der Braut aus den Augen.

II.

Jean Valjean hat noch immer den Arm in der Binde.

Seine Träume zu verwirklichen. Wem ist das gegeben? Es ist hierzu eine Vorherbestimmung im Himmel nothwendig; wir sind sämmtlich Candidaten, ohne es zu wissen; die Engel sind die Lenker. Cosette und Marius waren erwählt worden.

Cosette zeigte sich auf der Mairie und in der Kirche glänzend und bezaubernd. Die Toussaint, unterstützt durch Nicolette, hatte sie geschmückt.

Cosette hatte über einem Unterkleide von weißem Taffet ihre Robe von guipure de Binche, einen Schleier von englischen Spitzen, ein Halsband von echten Perlen, einen Kranz von Orangenblüthen; Alles war weiß, von jener Weiße, die funkelt. Man hätte glauben können, eine Jungfrau zu sehen, die im Begriff stand, Göttin zu werden.

Marius' schöne Haare waren glatt gescheitelt und parfümirt; man sah hier und dort zwischen den dichten Locken weiße Linien, welche die Narben der Barrikade waren.

Der Großvater, stolz mit hocherhobenem Kopf, mischte mehr als je in seinen Anzug und in sein Wesen die ganze Eleganz aus den Zeiten von Barras, indem er Cosette führte. Er vertrat Jean Valjean, welcher wegen seines Armes in der Binde der Braut nicht die Hand reichen konnte.

Jean Valjean folgte schwarz gekleidet und lächelnd.

„Herr Fauchelevent," sagte der Großvater zu ihm,

„das ist ein schöner Tag. Ich stimme für das Ende aller Betrübniß und Kümmerniß. Es darf jetzt nirgends mehr Traurigkeit geben. Pardieu! Ich decretire die Freude! Das Böse hat nicht das Recht, zu sein. Daß es unglückliche Menschen giebt, wahrlich, das ist eine Schmach für das Blau des Himmels. Alles menschliche Elend hat zur Residenz und zur Centralregierung die Hölle, auch die Tuilerien des Teufels genannt. Schön! jetzt spreche ich demagogische Worte! Was mich betrifft, so habe ich keine politische Meinung mehr. Daß alle Menschen reich, das heißt glücklich seien, das ist es, worauf ich mich beschränke."

Nach dem Schluß aller Ceremonien, nachdem sie vor dem Maire und vor dem Priester jedes mögliche Ja gesprochen, nachdem sie die Register der Municipalität und die der Sakristei unterzeichnet, nachdem sie ihre Ringe ausgetauscht, nachdem sie Knie an Knie unter dem Baldachin von Moirée in Wolken von Weihrauch gekniet hatten, gelangten sie, sich an der Hand haltend, bewundert und beneidet von Allen, Marius schwarz, sie weiß gekleidet, vorn der Schweizer mit seinen großen Obersten-Epauletten, mit seiner Hellebarde auf die Quadern stoßend, zwischen zwei Reihen bewundernder Zuschauer unter das weit geöffnete Thor der Kirche, um in den Wagen zu steigen, worauf dann Alles geendet war. Cosette konnte noch nicht daran glauben. Sie sah Marius an, blickte auf die Menge, sah zum Himmel empor; es schien, als hätte sie Furcht, zu erwachen. Ihr verwundertes und unruhiges Wesen verlieh ihr etwas Zauberhaftes. Bei dieser Rückkehr stiegen Beide in den ersten Wagen; Marius neben Cosette; Herr Gillenormand und Jean Valjean saßen ihnen gegenüber. Die Tante Gillenormand war nur eine Coulisse zurückgewichen und saß in dem zweiten Wagen.

„Meine Kinder," sagte der Großvater, „jetzt seid Ihr der Herr Baron und die Frau Baronin mit 30,000 Livres

Rente." Und Cosette, die sich dicht an Marius schmiegte, liebkoste sein Ohr mit dem engelgleichen Geflüster:

„Ist es denn wahr? Ich heiße Marius? Ich bin Deine Frau, Du?"

Die beiden Wesen strahlten vor Freude. Sie waren für den Augenblick unwiderruflich und unauffindbar; die Verblendung hatte kein Warnungszeichen der Jugend und der Freude. Es war ein erhabener Anblick. Diese beiden Kinder glichen zwei Lilien. Sie sahen sich nicht, sie betrachteten sich. Cosette erblickte Marius mit Glorie umgeben; während diese beiden Apotheosen sich mit einander vermischten, schwebte im Hintergrunde, hinter einer Wolke für Cosette, in einem hellen Lichte für Marius, etwas Ideales, etwas Wirkliches, die Vereinigung eines Kusses und Traumes, das Brautlager.

In beiden Seelen herrschte derselbe Zauber. Bei Marius gefärbt durch Wollust, bei Cosette durch Keuschheit. Sie sagten sich leise: wir werden unsern kleinen Garten der Rue Plumet wieder sehen. Die Falten der Robe Cosettens streiften Marius.

Ein solcher Tag ist ein unaussprechliches Gemisch des Traumes mit der Wirklichkeit. Man besitzt und man ahnet. Die Entzückungen dieser beiden Herzen flossen auf die Menge über und erfüllten die Zeugen mit Heiterkeit.

Man blieb in der Rue St. Antoine vor St. Paul stehen, um durch die Thürscheiben des Wagens die Orangenblüthen auf dem Kopfe Cosettens zittern zu sehen.

Dann kehrten sie nach der Rue des Filles du Calvaire nach Hause zurück. Marius stieg neben Cosette triumphirend und freudestrahlend jene Treppe hinauf, über die man ihn sterbend geschleppt hatte. Die Armen, die vor der Thür gedrängt standen und sich in ihre Börsen theilten, segneten sie. Ueberall waren Blumen. Das Haus war nicht we-

niger mit Wohlgerüchen erfüllt wie die Kirche. Dem Weihrauch folgten die Rosen.

Sie glaubten die Stimmen der Engel ohne Unterlaß singen zu hören; sie hatten Gott im Herzen; das Geschick erschien ihnen wie ein sternenvoller Himmel, sie erblickten über ihren Köpfen den Schein der aufgehenden Sonne. Plötzlich schlug die Uhr. Marius blickte auf den reizenden entblößten Arm Cosettens und auf die rosigen Räthsel, die man undeutlich durch die Spitzen ihres Leibchens schimmern sah; und Cosettte, welche Marius' Blick bemerkte, erröthete bis in das Weiße der Augen.

Viele alte Freunde der Familie Gillenormand waren eingeladen worden; man drängte sich um Cosette; man wetteiferte darin, sie Frau Baronin zu nennen.

Der Offizier Theodolus Gillenormand, jetzt Capitain, war von Chartres, wo er in Garnison stand, herübergekommen, um der Hochzeit seines Vetters Pontmercy beizuwohnen. Cosette erkannte ihn nicht.

Er seinerseits, gewöhnt daran, von den Weibern hübsch gefunden zu werden, erinnerte sich Cosettens ebensowenig wie einer Andern.

„Wie sehr hatte ich recht, an diese Uhlanengeschichte nicht zu glauben!“ sagte der Vater Gillenormand zu sich selbst. —

Cosette war nie zärtlicher gegen Jean Valjean gewesen. Sie war in Uebereinstimmung mit dem Vater Gillenormand, während er die Freude in einzelnen Sätzen und Grundsätzen erhob, hauchte sie die Liebe und die Güte wie einen Wohlgeruch aus. Sie sagte: ich will alle Welt glücklich sehen.

Sie fand, um mit Jean Valjean zu sprechen, jenen Klang der Stimme wieder, wie in der Zeit, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie liebkoste ihn mit ihrem Lächeln.

Ein Banket war in dem Speisesaal hergerichtet worden.

Tageshelle Beleuchtung ist die nothwendige Würze großer Freude. Dämmerung und Dunkelheit werden von den Glücklichen nicht angenommen. Sie willigen nicht ein, schwarz auszusehen. Die Nacht, ja; Dämmerung, nein. Wenn man keine Sonne hat, muß man sich eine machen.

Der Speisesaal war ein wahrer Bazar heiterer Dinge. Im Mittelpunkt über dem weißen und glänzenden Tisch hing ein Kronleuchter von venetianischem Glas mit allen Arten von farbigen Vögeln geschmückt, die zwischen den Kerzen saßen; an den Wänden Wandspiegel mit dreifachen und vierfachen Armen, Spiegel, Krystall, Glas, Rosen, Porzellan, Gold- und Silberdrähte, Alles funkelte und erfreute. Die leeren Räume zwischen den Wandleuchtern waren durch Bouquets ausgefüllt, so daß da, wo kein Licht war, sich Blumen zeigten.

In dem Vorzimmer spielten drei Violinen und eine Flöte Quardette Haydn's.

Jean Valjean saß in dem Salon auf einen Stuhl hinter der Thür, deren Flügel sich auf ihn zurücklegte, so daß er ihn fast verbarg. Einige Augenblicke, ehe man zu Tische ging, machte Cosette ihm in heiterer Laune einen leisen Knix, indem sie mit beiden Händen ihren Brautanzug auseinander breitete, und mit einem zärtlich schelmischen Blick fragte sie:

„Vater, bist Du zufrieden?"

„Ja," sagte Jean Valjean, „ich bin zufrieden."

„Dann lache."

Jean Valjean lachte.

Einige Augenblicke darauf meldete Basque, das aufgetragen sei.

Die Gäste, voran Herr Gillenormand, Cosette den Arm gebend, traten in den Speisesaal und verbreiteten sich in der vorgeschriebenen Ordnung um den Tisch.

Zwei große Armsessel standen hier rechts und links

neben der Braut, der erste für Herrn Gillenormand, der zweite für Jean Valjean. Herr Gillenormand setzte sich. Der andere Armsessel blieb leer.

Man suchte mit den Augen Herrn Fauchelevent.

Er war nicht mehr zugegen.

Herr Gillenormand rief Basque.

„Weißt Du, wo Herr Fauchelevent ist?“

„Mein Herr,“ erwiderte Basque, „Herr Fauchelevent hat mich beauftragt, dem Herrn zu sagen, daß er ein wenig an seiner verwundeten Hand litt und deshalb nicht mit dem Herrn Baron und der Frau Baronin am Essen Theil nehmen könnte. Er bäte, ihn zu entschuldigen. Er würde morgen Früh kommen. Er ist so eben weggegangen.“

Der leere Armsessel dämpfte einen Augenblick die Freude des Hochzeitsmahles. Allein wenn Herr Fauchelevent fehlte, so war Herr Gillenormand da, und der Großvater war entzückt für Zwei. Er versicherte, Herr Fauchelevent thut gut, früh zu Bett zu gehen, denn er wäre leidend; aber es hätte nichts zu sagen. Diese Erklärung genügte. Was hat übrigens ein dunkler Punkt bei einer solchen Ueberfluthung der Freude zu sagen? Cosette und Marius befanden sich in einem jener egoistischen und gesegneten Augenblicke, in welchem man keine andere Fähigkeit besitzt, als das Glück zu genießen. Und dann hatte auch Herr Gillenormand einen Einfall. „Der Armsessel ist leer,“ sagte er, „setze Du Dich hinein, Marius. Deine Tante hat zwar ein Recht auf ihn, aber sie wird es Dir erlauben. Dieser Armsessel ist für Dich. Das ist gesetzmäßig und passend. Fortunatus bei Fortunaten. Beifallszeichen des ganzen Tisches. Marius nahm neben Cosette den Platz Jean Valjean's ein. Und die Sachen ordneten sich so, daß Cosette, welche Anfangs betrübt über die Abwesenheit Jean Valjean's war, zuletzt damit zufrieden wurde. Sobald Marius der Stellvertreter war, hätte Cosette selbst Gott nicht vermißt. Sie setzte

ihren weichen kleinen atlasbekleideten Fuß auf Marius Fuß.

Als der Armsessel eingenommen war, wurde Herrn Fauchelevent nicht mehr gedacht. Nichts mangelte. Fünf Minuten darauf lachte der ganze Tisch von einem Ende zum andern mit der vollen Kraft des Vergessens.

Beim Dessert brachte Herr Gillenormand stehend, ein Glas Champagner in der Hand, halb gefüllt, damit das Zittern seiner 92 Jahre es nicht überlaufen ließ, die Gesundheit der Neuvermählten aus.

„Ihr entgeht zwei Predigten nicht,“ sagte er. „Ihr habt am Morgen die des Pfarrers gehabt, Ihr werdet am Abend die des Großvaters hören. Höret mich an. Ich will Euch einen Rath ertheilen: liebet Euch. Ich will kein unnützes Geschwätz machen, sondern ich komme gerade zum Ziele. Seid glücklich. Es giebt in der Schöpfung keine andere Weisen als die Turteltauben. Die Philosophen sagen: Besieget Eure Freude. Ich sage: Laßt Eurer Freude den Zügel schießen. Seid von einander ergriffen wie der Teufel. Die Philosophen schwatzen Unsinn. Kann es denn zu viel Wohlgeruch, zu viel geöffnete Rosenknospen, zu viel singende Nachtigallen, zu viel grüne Blätter, zu viel Morgenröthe in dem Leben geben? Kann man sich zu sehr lieben? Kann man einander zu sehr gefallen? Kann man zu glücklich sein? Besieget Eure Freude! Ach, ja doch! Nieder mit den Philosophen! Die Weisheit, das ist der Jubel! Jubeln wir Alle. Sind wir glücklich, weil wir gut sind, oder sind wir gut, weil wir glücklich sind? Gehorchen wir blindlings der Sonne. Was ist die Seele? Es ist die Liebe. Wer sagt die Liebe, der sagt das Weib! Es giebt eine Allmacht, das ist das Weib. Fragt nur den Demagogen Marius, ob er nicht der Sclave dieser kleinen Tyrannin Cosette ist, und aus freiem Willen, der Feigling! Was ist Adam? Er ist das Königreich Eva. Für Eva

giebt es kein 1789. Ja, die Liebe, das Weib, der Kuß, das ist ein Kreis, aus dem Ihr Euch nicht befreien könnt, und was mich betrifft, so möchte ich gern wieder in denselben zurückkehren. Erscheint ein Weib, so geht ein Stern auf; der Mann wirft sich nieder! Marius schlug sich vor sechs Monaten; heute verheirathet er sich. Das ist wohlgethan. Ja, Marius, ja Cosette, Ihr habt Recht. Existirt kühn für einander, liebet Euch, macht, das wir vor Wuth bersten, es Euch nicht gleich thun zu können. Betet Euch an. Bildet Euch aber nicht ein, das erfunden zu haben. Auch ich habe geträumt, geseufzt, geliebt; auch ich habe eine Mondscheinseele gehabt. Die Liebe ist ein sechstausend Jahr altes Kind. Die Liebe hat Anspruch auf einen langen weißen Bart. Methusalem ist ein Bürschchen gegen Cupido. Macht es so, daß, wenn Ihr bei einander seid, Euch nichts mangelt und daß Cosette die Sonne für Marius ist und Marius das Weltall für Cosette. Cosette, das schöne Wetter sei das Lächeln Deines Mannes; Marius, der Regen seien die Thränen Deiner Frau, und möge es in Eurer Ehe nie regnen. Du hast in der Lotterie das große Loos gezogen; bewahre es Dir; schließe es ein, vergeude es nicht; liebet Euch und kümmert Euch um alles Uebrige nicht. Glaubt, was ich Euch da sage. Es hat gesunden Verstand, und der kann nicht lügen. Seid für einander eine Religion. Jeder hat seinen Gott zu lieben und die beste Weise Gott zu lieben ist, seine Frau zu lieben. Es ist unmöglich, sich einzubilden, daß Gott uns zu etwas Anderem geschaffen hätte, als uns zu vergöttern, zu girren, Tauben zu sein, Hahn zu sein, vom Morgen bis zum Abend zu schnäbeln, sich in seiner kleinen Frau zu spiegeln, stolz, triumphirend zu sein, denn das ist der Zweck des Lebens. Und nun, meine Kinder, empfanget den Segen des Alten!"

Der Abend war lebhaft, heiter, liebenswürdig. Die herrschende gute Laune des Großvaters erfüllte das ganze

Fest und jeder Einzelne richtete sich nach der beinahe hundertjährigen Herzlichkeit. Man tanzte ein wenig und lachte viel. Es war eine Freude spendende Hochzeit. Man hätte zu derselben den guten alten „Ehemals" einladen können. Uebrigens war er hier in der Person des Vater Gillenormand.

Es herrschte Tumult, dann Schweigen.

Die Neuvermählten verschwanden.

Kurz nach Mitternacht wurde das Haus Gillenormand zum Tempel.

Hier halten wir inne. Auf der Schwelle der Brautnacht steht ein Engel, lächelnd den Finger auf den Mund legend.

Die Seele geräth in Betrachtung vor dem Heiligthum, in welchem die Feier der Liebe vollzogen wird.

Es muß ein heller Schein über solchen Häusern schweben. Das kleine Brautgemach hat zur Decke den ganzen Himmel. Wenn zwei innige Lippen, geheiligt durch die Liebe sich einander nähern, um zu schaffen, dann ist es unmöglich, daß nicht über diesem unaussprechlichen Kusse in dem unendlichen Mysterium der Sterne ein Zittern entstehe.

Diese Glückseligkeiten sind die einzigen. Es giebt keine Freude außer dieser. Die Liebe ist die einzige Extase. Alles Uebrige weint.

Zu lieben oder geliebt zu haben, das genügt. Weiter verlange man nichts. Man hat keine andere Perle in den dunklen Hallen des Lebens zu finden.

Lieben ist eine Vollendung.

III.

Der Unzertrennliche.

Was war aus Jean Valjean geworden?

Unmittelbar, nachdem er auf die liebliche Einladung Cosettens gelächelt hatte, achtete Niemand mehr auf ihn; Jean Valjean war aufgestanden und hatte unbemerkt das Vorzimmer erreicht. Es war eben das Gemach, in welches er acht Monate zuvor, schwarz durch Koth, Blut und Pulver den Enkel des Großvaters getragen hatte. Die alte Wandtäfelung war mit Guirlanden von Laubwerk und Blumen geschmückt. Die Musiker saßen auf dem Sopha, auf das man damals Marius legte. Basque in schwarzer Jacke, mit kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und weißen Handschuhen, legte Rosenkränze um jede der Schüsseln, die man auftragen sollte. Jean Valjean zeigte ihm seinen Arm in der Binde, beauftragte ihn, seine Abwesenheit zu erklären und ging.

Die Fenster des Speisesaales gingen nach der Straße. Jean Valjean blieb einige Minuten regungslos in der Dunkelheit unter diesen strahlenden Fenstern stehen. Er lauschte. Der verworrene Lärm des Bankets ertönte bis zu ihm. Er hörte die laute und gebieterische Stimme des Großvaters, die Violinen, das Klappern der Teller und der Gläser, die Ausbrüche des Gelächters und in dem ganzen heitern Gewirre unterschied er die sanfte Stimme der freud-erfüllten Cosette.

Er verließ die Rue des Filles du Calvaire und kehrte nach der Rue de l'Homme Armé zurück.

Jean Valjean kam nach Hause. Er zündete sein Licht an und ging hinauf. Die Wohnung war leer. Selbst die Toussaint war nicht mehr darin. Der Schritt Jean Valjeans machte in dem Zimmer mehr Geräusch wie gewöhnlich. Alle Fächer standen offen. Er trat in das Zimmer Cosettens. Es waren keine Betttücher auf dem Bett, das Kopfkissen Cosettens lag unüberzogen auf dem Haufen der am Bettende zusammengelegten Matrazen, deren Leinwand man sah und auf denen Niemand mehr schlafen sollte. Alle kleinen weiblichen Gegenstände, auf welche Cosette hielt, waren fortgetragen worden. Es blieb nichts mehr zurück als die großen Möbel und die vier Wände. Auch das Bett der Toussaint war unüberzogen. Ein einziges Bett war gemacht und schien Jemand zu erwarten. Es war das Jean Valjeans.

Jean Valjean blickte auf die Wände, schob einige Fächer der Schränke zu und ging aus einem Zimmer in das andere.

Dann befand er sich wieder in seinem Zimmer und stellte sein Licht auf einen Tisch. Er hatte seinen Arm aus der Binde genommen und bediente sich seiner rechten Hand, wie früher.

Er näherte sich dem Bette und seine Augen richteten sich — war es Zufall oder war es Absicht? — auf den „Unzertrennlichen,“ auf welchen Cosette eifersüchtig gewesen war, auf den kleinen Koffer, der ihn nie verließ. Am 4. Juni, als er nach der Rue de l'Homme Armé zog, hatte er ihn auf einen kleinen Tisch neben das Kopfende seines Bettes gestellt. Er schritt mit einer Art von Lebhaftigkeit auf diesen Tisch zu, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete den Koffer.

Langsam zog er daraus die Kleidungsstücke hervor, in denen Cosette zehn Jahre zuvor Montfermeil verlassen hatte; zuerst das kleine schwarze Kleid, dann das schwarze Tuch,

dann die derben Kinderschuhe, die Cosette beinahe noch jetzt hätte anziehen können, so klein war ihr Fuß, dann das Barchentjäckchen, den gestrickten Unterrock, die Taschenschürze, die wollenen Strümpfe, diese Strümpfe, in denen noch auf anmuthige Weise die Gestalt eines kleinen Fußes sich abzeichnete, und nicht länger waren als die Hand Jean Valjeans. Das Alles war schwarz. Er hatte diese Kleider für sie nach Montfermeil mit gebracht. Wie er sie nach und nach aus dem Koffer nahm, legte er sie auf das Bett. Er besann sich. Es war im Winter, in einem sehr kalten Dezember; sie klapperte halb nackt in ihren Lumpen vor Frost, ihre armen Füßchen waren ganz roth von den Holzschuhen. Er, Jean Valjean, hatte sie die Lumpen ablegen und diese Trauerkleidung anziehen lassen. Die Mutter mußte in ihrem Grabe zufrieden gewesen sein, ihre Tochter um sie trauern zu sehen, und besonders zu sehen, daß sie gut und warm gekleidet war. Er dachte an jenen Wald von Montfermeil; sie hatten ihn zusammen durchschritten, Cosette und er. Er dachte an das Wetter von damals; an die Bäume ohne Blätter, an den Wald ohne Vögel, an den Himmel ohne Sonne; gleichviel, es war doch lieblich. Er ordnete die kleinen Gegenstände auf dem Bett. Er legte das Tuch neben den Rock, die Strümpfe neben die Schuhe, das Jäckchen neben das Kleid und sah eines nach dem andern an. Sie war nicht größer als diese. Sie hatte ihre große Puppe im Arme, sie hatte ihren Louisd'or in die Schürzentasche gesteckt; sie lachte; sie gingen beide Hand in Hand. Sie hatte nur ihn auf der Welt.

Dann sank sein ehrwürdiger Kopf auf das Bett herab, das alte stoische Herz brach; sein Gesicht versenkte sich, so zu sagen, in diese Kleider Cosettens, und wenn in diesem Augenblicke Jemand über die Treppe gegangen wäre, so würde er ein lautes Schluchzen gehört haben.

IV.

Neuer Kampf.

Der alte furchtbare Kampf, von welchem wir schon öfters Zeugen waren, begann auf's Neue.

Jakob kämpfte mit dem Engel nur eine Nacht. Ach, wie oft sahen wir Jean Valjean so in der Dunkelheit gegen sein Gewissen kämpfen! Unerhörter Kampf! In einzelnen Augenblicken gleitet ein Fuß aus; in anderen bricht der Boden zusammen. Wie oft hatte dieses Gewissen, zum Guten gezwungen, ihn umschlungen und niedergeworfen! Wie oft hatte die unerbittliche Wahrheit seine Brust zerrissen! Wie oft hatte es ihm, niedergeschmettert durch das Licht, Gnade zugerufen! Wie oft hatte jenes unerwartete Licht, in ihm und über ihm durch den Bischof entzündet, ihn gewaltsam geblendet, wenn er blind zu sein wünschte! Wie oft hatte er sich in dem Kampfe aufgeopfert und an den Fels angeklammert, an die Sophismen gelehnt, in den Staub geworfen, bald sein Gewissen bezwingend, bald von ihm bezwungen. Wie oft hatte er nach einer Zweideutigkeit, nach einem verrätherischen Urtheil des Egoismus sein zorniges Gewissen sich zurufen hören: Betrüger! Elender! Wie oft hatten seine widerspenstigen Gedanken sich krampfhaft dagegen aufgelehnt! Wie viele geheimen Wunden trug er davon, die nur er allein bluten fühlte! Wie viele Narben hatte seine beklagenswerthe Existenz! Wie oft hatte er sich blutend, verletzt, gebrochen, erleuchtet erhoben, Verzweiflung im Herzen, Heiterkeit in der Seele! Unbesiegt fühlte er sich

Sieger: Und nach solchen Kämpfen sagte dann sein Gewissen leuchtend, ruhig: jetzt gehe in Frieden!

Allein nach einem so finstern Kampfe, was dann für ein finsterer Frieden! Diese Nacht indeß fürchtete Jean Valjean, daß er seinen letzten Kampf kämpfe.

Eine brennende Frage drängte sich ihm auf.

Die vom Schicksal Auserschenen haben nicht immer eine gerade Linie vor sich. Sie haben Windungen, dunkle Schlingungen, Kreuzwege, die mehrere Straßen bilden. Jean Valjean machte in diesem Augenblicke an dem gefährlichsten dieser Kreuzwege Halt. Er war auf den äußersten Punkt gelangt, wo das Böse sich mit dem Guten begegnete. Wie schon mehrmals in seinem Leben, zeigten sich ihm zwei schmerzliche Möglichkeiten; zwei Wege öffneten sich vor ihm: der eine versuchend, verführerisch, der andere entsetzlich. Welchen sollte er einschlagen?

Jean Valjean hatte wieder einmal die Wahl zwischen dem furchtbaren Hafen und dem lächelnden Hinterhalt.

Ist denn das wahr? Die Seele kann genesen. Das Schicksal nicht. Entsetzlich! Ein unheilbares Geschick!

Die Frage, welche sich ihm aufdrängte, war folgende:

Wie sollte Jean Valjean sich gegen das Glück Cosettens und Marius benehmen? Er war es, der dies Glück gewollt, der es geschaffen hatte; er selbst hatte es sich in das Innere gebohrt und in dieser Stunde, wo er es betrachtete, konnte er die Art von Befriedigung genießen, die ein Waffenschmied empfindet, wenn er sein Probirzeichen an einem Messer erkennt, das er sich rauchend aus der Brust zieht.

Cosette hatte Marius, Marius besaß Cosette. Sie hatten Alles, selbst den Reichthum, und das war sein Werk.

Allein was sollte er, Jean Valjean mit diesem Glück, nun es bestand, anfangen? Sollte er sich dieses Glück auferlegen? Sollte er es behandeln, als gehörte es ihm auch

mit an? Ohne Zweifel war Cosette eine Andere, allein sollte Jean Valjean von ihr Alles zurückbehalten, was er zurückzubehalten vermochte? Sollte er die Art von Vater bleiben, die er bisher gewesen war? Sollte er sich ruhig in das Haus Cosettens eindrängen? Sollte er ohne ein Wort zu sprechen, seine Vergangenheit mit dieser Zukunft verbinden? Sollte er hier erscheinen, wie dazu berechtigt? Sollte er sich verschleiert an diesen strahlenden häuslichen Heerd setzen? Sollte er ihnen zulächeln, die Hand dieser Unschuldigen in seine beiden besudelten Hände nehmen? Sollte er auf den friedlichen Kamingitter im Salon Gillenormands seine Füße setzen, die hinter sich den beschimpfenden Schatten des Gesetzes schleppten? Sollte er die Dunkelheit über seiner Stirn und die Wolke über der ihrigen verdichten? Sollte er fortfahren zu schweigen? Mit einem Worte, sollte er an der Seite dieser beiden glücklichen Wesen der finstere Stumme des Schicksals sein?

Man muß an das Verhängniß und an das Zusammentreffen mit demselben gewöhnt sein, um es zu wagen, die Augen zu erheben, wenn gewisse Fragen sich in ihrer entsetzlichen Nacktheit bieten. Das Gute oder das Böse stehen hinter diesem strengen Fragezeichen. Was wirst Du thun, fragt die Sphynx. Diese Gewohnheit der Selbstprüfung besaß Jean Valjean. Er sah die Sphynx fest an.

Er prüfte das unerbitttiche Problem von allen Seiten.

Cosette, diese reizende Existenz, war das reizende Floß dieses Schiffbrüchigen. Was sollte er thun? Sich daran anklammern oder es losmachen?

Klammerte er sich daran fest, so rettete er sich vor dem Untergange, erhob sich zur Sonne, ließ von seinen Kleidern und seinen Haaren das bittere Salzwasser herabrieseln, war gerettet, lebte!

Lies er los?

Dann sank er in den Abgrund.

So hielt er schmerzlich Rath mit seinen Gedanken, oder richtiger gesagt, er kämpfte; er schäumte wüthend in seinem Innern, bald gegen seinen Willen, bald gegen seine Ueberzeugung.

Es war ein Glück für Jean Valjean gewesen, daß er hatte weinen können. Das gab ihm vielleicht Licht. Indeß war er erst im Anfang des Kampfes. Ein Sturm, wüthender wie der, welcher ihn ehemals nach Arras trieb, entfesselte sich in ihm. Die Vergangenheit kehrte im Angesicht der Gegenwart zurück. Er verglich und schluchzte.

Als die Schleusen der Thränen einmal geöffnet waren, faßte sich der Verzweifelnde.

Er fühlte sich zurückgehalten.

Ach, in dem äußersten Faustkampfe unseres Egoismus gegen unsere Pflicht und wenn wir so Schritt für Schritt vor unserem Ideal zurückweichen, erbittert, außer uns, verzweifelnd darüber, nachzugeben, jeden Schritt breit vertheidigend, eine unmögliche Flucht hoffend, einen Ausgang suchend, welch ein finsterer und geheimer Widerstand ist dann der Fuß der Mauer hinter uns.

Den heiligsten Schatten zu fühlen, der uns ein Hinderniß entgegenstellt!

Wer könnte Jean Valjean tadeln, wenn er zu sich gesagt hätte: es ist genug.

Indeß gewann Jean Valjean endlich die Ruhe der Erschöpfung.

Er überdachte, er erwägte, er prüfte die Wechselfälle, die geheimnißvollen Kämpfe zwischen Licht und Schatten.

Seinen Bagno den beiden glücklichen Kindern aufzwingen oder selbst seine unerbittliche Vernichtung vollziehen. Auf der einen Seite das Opfer Cosettens, auf der anderen sein eigenes.

Bei welcher Lösung blieb er stehen? Welchen Entschluß faßte er.

Seine schwindelhaften Träume währten die ganze Nacht hindurch.

Er blieb da bis zum Anbruch des Tages, in derselben Haltung, zusammengebrochen auf dem Bett, niedergeworfen unter der ungeheuren Gewalt des Schicksals, zerschmettert vielleicht mit geballten Fäusten, die Arme weit ausgestreckt, wie ein Gekreuzigter, der vom Cruzifix genommen und mit dem Gesicht gegen den Boden geworfen ist. So blieb er zwölf Stunden, zwölf Stunden einer langen Mitternacht, eisigkalt, ohne den Kopf zu erheben, ohne ein Wort zu sprechen. Er war regungslos, wie eine Leiche, während seine Gedanken am Boden hafteten oder sich in die Lüfte erhoben, bald wie eine Hydra, bald wie ein Adler. Sah man ihn so regungslos, so hätte man glauben können, er sei todt. Plötzlich erbebte er krampfhaft und sein Mund, der auf den Kleidern Cosettens gepreßt war, küßte diese; jetzt sah man, daß er lebte.

Man? Wer? Jean Valjean war allein; Niemand sah ihn. Jenes „Man", das nur sichtbar in der Luft schwebt.

Jean Valjean.

Siebentes Buch.

Der letzte Trunk aus dem Becher.

I

Die siebente Sphäre und der achte Himmel.

Der erste Tag nach der Hochzeit ist einsam. Man ehrt die Sammlung der Glücklichen und auch ein wenig ihren späten Schlaf. Das Lärmen der Besuche und der Glückwünsche beginnt erst später wieder. Am 17. Februar war es etwas über Mittag, als Basque, die Serviette und den Federwedel unter dem Arm, damit beschäftigt war, sein Vorzimmer in Ordnung zu bringen. Da hörte er leise an die Thür klopfen. Man hatte nicht geklingelt, was einem solchen Tage gewiß angemessen war. Basque öffnete und sah Herrn Fauchelevent. Er führte ihn in den Salon, der noch in wilder Unordnung war und aussah, wie das Schlachtfeld der Lustbarkeit des vergangenen Tages.

„Ei, mein Herr," bemerkte Basque, „wir sind heut spät aufgewacht."

„Ist Ihr Herr schon auf?" fragte Jean Valjean.

„Wie geht es mit dem Arm des Herrn?" fragte Basque.

„Besser. Ist Ihr Herr aufgestanden?"

„Welcher? der alte oder der neue?"

„Herr Pontmercy."

„Der Herr Baron?“ sagte Basque, indem er sich stolz aufrichtete.

Man ist besonders Baron für seine Dienstboten. Es fällt davon Etwas für sie ab; sie haben Etwas von dem, was ein Philosoph „die Bespritzung mit dem Titel“ nennen würde, und das schmeichelt ihnen. Marius, der, im Vorübergehen gesagt, ein kämpfender Republikaner war und dies bewiesen hatte, war jetzt gegen seinen Willen Baron. Eine kleine Revolution war in der Familie wider diesen Titel entstanden; jetzt hielt Herr Gillenormand darauf und Marius verwarf ihn. Aber der Oberst Pontmercy hatte geschrieben: mein Sohn wird meinen Titel führen. Marius gehorchte. Und dann war auch Cosette, bei welcher die Frau hervorzutreten anfing, entzückt darüber, Baronin zu sein.

„Der Herr Baron?“ wiederholte Basque. „Ich will nachsehen. Ich werde ihm sagen, daß Herr Fauchelevent da ist.“

„Nein. Sagen Sie ihm nicht, daß ich da bin. Sagen Sie ihm, es wünschte ihn Jemand insgeheim zu sprechen und nennen Sie keinen Namen.“

„So!“ sagte Basque.

„Ich will ihm eine Ueberraschung bereiten.“

„So!“ entgegnete Basque, indem er sich durch dieses zweite „so“ gewissermaßen selbst eine Erklärung des ersten zu geben versuchte.

Er ging.

Jean Valjean blieb allein.

Der Salon war, wie erwähnt, ganz in Unordnung. Es schien, als könnte man in demselben noch den unbestimmten Lärm des Hochzeitsfestes vernehmen, wenn man aufmerksam lauschte. Am Boden lagen alle Arten von Blumen, die aus den Kränzen und den Kopfputzen gefallen waren. Die bis zum letzten Ende herabgebrannten Kerzen

setzten dem Krystall der Kronleuchter Wachskrystalle hinzu. Kein Möbel stand an seiner Stelle. In der Ecke schienen drei oder vier Armsessel, die aneinander gerückt im Kreise standen, ein Geplauder fortzusetzen. Das Ganze war lachend. Es liegt noch eine gewisse Anmuth in einem erstorbenen Feste. Es heißt das Glück. Auf diesen unordentlich umherstehenden Stühlen, zwischen diesen welkenden Blumen, unter diesen erlöschenden Kerzen hat man an die Freude gedacht. Die Sonne folgte dem Kronleuchter und drang heiter in den Salon ein.

Einige Minuten verflossen. Jean Valjean stand regungslos auf eben der Stelle, wo Basque ihn verlassen hatte. Er sah sehr blaß aus. Seine Augen waren durch die Schlaflosigkeit so eingesunken, daß sie beinahe ganz verschwanden. Sein schwarzer Anzug zeigte die Falten eines Kleidungsstückes, das die Nacht durchgemacht hat. Jean Valjean blickte zu seinen Füßen auf die Schatten, welche die Sonne auf dem Parquet abzeichnete.

Ein Geräusch entstand an der Thür; er erhob die Augen.

Marius trat ein, den Kopf hoch, den Mund lächelnd, mit einem unbestimmten Lichtschein über das ganze Gesicht gebreitet, mit heiterer Stirn, triumphirendem Auge.

Auch er hatte nicht geschlafen.

„Sie sind es, Vater?" rief er, indem er Jean Valjean erblickte. „Der Dummkopf von Basque machte eine geheimnißvolle Miene. Aber Sie kommen zu früh. Es ist noch nicht halb ein Uhr. Cosette schläft noch."

Das Wort Vater, welches Marius zu Herrn Fauchelevent sagte, bedeutete: höchstes Glück.

Es hatte, wie man weiß, stets eine gewisse schroffe und gezwungene Kälte zwischen ihnen geherrscht; eine Eisrinde, die zu brechen oder zu schmelzen war. Marius stand auf dem Punkte des Entzückens, daß die Trennung verschwand,

das Eis schmolz und Herr Fauchelevent war deshalb für ihn wie für Cosette ein Vater.

Er fuhr fort; die Worte entströmten ihm, wie dies dem göttlichen Paroxismen der Freude eigenthümlich ist.

„Wie froh bin ich, Sie zu sehen! Wenn Sie wüßten, wie sehr Sie uns gestern gefehlt haben! Guten Morgen, Vater. Wie geht es mit Ihrer Hand? Besser, nicht wahr?“ und befriedigt durch die Antwort, die er sich selbst gab, fuhr er fort:

„Wir haben alle Beide viel von Ihnen gesprochen. Cosette liebt Sie so sehr. Sie werden doch nicht vergessen, daß Sie hier Ihr Zimmer haben? Wir wollen nichts mehr von der Rue de l'Homme Armé wissen; wir wollen gar nichts mehr von ihr wissen. Wie haben Sie nur in einer solchen Straße wohnen können, die krank ist, mürrisch, häßlich, an einem Ende versperrt, wo man fexirt und wo man nicht hinein kann? Sie ziehen hier ein, gleich heute, oder Sie haben es mit Cosette zu thun. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie daran denkt, uns Alle an der Nase herumzuführen. Sie haben Ihr Zimmer gesehen. Es liegt dicht neben dem unsrigen. Es geht nach dem Garten; das Schloß ist reparirt; das Bett steht bereit; Sie brauchen nur zu kommen. Cosette hat neben Ihr Bett einen großen alten Ruhesessel von Utrechter Sammet gestellt, indem sie zu demselben sagte: strecke ihm Deine Arme entgegen. Jedes Frühjahr nistet in dem Acaziengebüsch, Ihrem Fenster gerade gegenüber, eine Nachtigall. In zwei Monaten haben Sie sie. Sie haben ihr Nest zu Ihrer Linken und unseres zu Ihrer Rechten. In der Nacht singt sie und am Tage plaudert Cosette. Ihr Zimmer liegt grade gegen Mittag. Cosette wird Ihnen Ihre Bücher ordnen; Ihre Reise des Kapitain Cook und die andere, die des Vancouver; alle Ihre Sachen. Ich glaube, es giebt einen kleinen Koffer, den Sie werth halten; für den habe ich einen besonderen Ehren-

platz zurecht gemacht. Sie haben meinen Großvater erobert. Sie gefallen ihm. Wir werden zusammenleben. Spielen Sie Whist? Sie würden meinen Großvater entzücken, wenn Sie Whist spielten. Sie müssen Cosetten spazieren führen, wenn meine Gerichtstage sind; Sie geben ihr den Arm; Sie wissen wohl, wie ehemals im Luxembourg. Wir sind durchaus entschlossen, sehr glücklich zu sein und Sie werden mit zu unserem Glück gehören. Verstehen Sie wohl, Vater? Sie frühstücken doch heute bei uns!"

„Mein Herr," sagte Jean Valjean, „ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen. Ich bin ein ehemaliger Galeerenzüchtling."

Die Grenze der vernehmbaren scharfen Töne kann ebenso gut für den Geist wie für das Ohr überschritten werden. Die Worte: ich bin ein ehemaliger Galeerenzüchtling, welche aus dem Munde des Herrn Fauchelevent kamen und an das Ohr Marius drangen, gingen über die Möglichkeit hinaus. Marius hörte nicht. Es schien ihm, als wäre ihm irgend Etwas gesagt worden, aber er wußte nicht was. Er blieb mit offenem Munde stehen.

Er bemerkte jetzt, daß der Mensch, der mit ihm sprach, entsetzlich war. In seinem Entzücken hatte er bis zu diesem Augenblick dessen fürchterliche Blässe nicht bemerkt.

Jean Valjean nahm das schwarze Tuch, welches seinen rechten Arm stützte, ab, wickelte die Leinwand von seiner Hand und zeigte Marius seinen Daumen.

„Ich habe nichts an der Hand," sagte er.

Marius betrachtete den Daumen.

„Ich habe nichts daran gehabt," fuhr Jean Valjean fort.

Es war in der That keine Spur einer Wunde zu sehen.

Jean Valjean fuhr fort:

„Ich mußte von Ihrer Hochzeit fern bleiben. Ich

mußte so viel als möglich von derselben abwesend sein. Ich habe diese Wunde ersonnen, um keine Fälschung zu begehen, um nicht den Heirathsvertrag der Nichtigkeit auszusetzen, um nicht unterzeichnen zu müssen."

Marius stammelte:

„Was soll das sagen?"

„Das soll sagen," erwiderte Jean Valjean, „daß ich auf den Galeeren gewesen bin."

„Sie machen mich wahnsinnig!" rief Marius entsetzt.

„Herr Pontmercy," sagte Jean Valjean, „ich bin neunzehn Jahre auf den Galeeren gewesen. Wegen Diebstahl. Dann bin ich auf Lebenszeit verurtheilt worden. Für Diebstahl. Wegen Rückfälligkeit. In diesem Augenblicke bin ich bannbrüchig."

Marius hätte vor der Wirklichkeit zurückweichen, die Thatsache verleugnen, dem Augenschein Widerstand leisten mögen, aber er mußte sich darin ergeben. Er begann zu begreifen, und wie das immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, gingen seine Begriffe über die Wahrheit hinaus. Er fühlte das Beben eines fürchterlichen innern Blitzes: Ein Gedanke, vor dem er erzitterte, durchzuckte ihn. Er erblickte in der Zukunft für sich selbst ein mißgestaltetes Geschick.

„Sagen Sie Alles! Sagen Sie Alles!" rief er. „Sie sind Cosettens Vater!" Und er that zwei Schritte rückwärts mit einer Bewegung unaussprechlichen Abscheues.

Jean Valjean erhob den Kopf mit einer solchen Majestät der Haltung, daß er bis zur Decke emporzuwachsen schien.

„Es ist nothwendig, daß Sie mir glauben, mein Herr. Obgleich unser Eid nicht vor Gericht angenommen wird —"

Hier schwieg er. Mit einer Art erhabener und finsterer Autorität fügte er dann, indem er langsam jede Silbe einzeln betonte, hinzu:

„Sie werden mir glauben. Ich, der Vater Cosettens!

bei Gott, nein! Herr Baron Pontmercy, ich bin ein Bauer von Faverolles. Ich gewann meinen Lebensunterhalt durch das Verschneiden der Bäume. Ich heiße nicht Fauchelevent, sondern Jean Valjean. Ich bin für Cosette nichts. Beruhigen Sie sich.“

Marius stammelte:

„Was beweist mir —“

„Ich. Weil ich es sage.“

Marius sah den Mann scharf an. Er sah finster und ruhig aus. Eine solche Ruhe konnte keine Lüge aussprechen. Was wahr ist, muß auch aufrichtig sein. Man fühlt die Wahrheit in dieser Grabeskälte.

„Ich glaube Ihnen,“ sagte Marius.

Jean Valjean nickte mit dem Kopfe wie zur Bestätigung und fuhr fort:

„Was ich für Cosette bin? Ein Vorübergehender. Vor zehn Jahren wußte ich noch nicht, daß sie lebte. Ich liebe sie, das ist wahr. Ein Kind, das man ganz klein kannte, als man selbst schon alt war, das liebt man. Wenn man alt ist, fühlt man sich als Großvater aller kleiner Kinder. Sie dürfen, wie es mir scheint, annehmen, daß ich so Etwas hatte, das einem Herzen gleicht. Sie war eine Waise; ohne Vater und Mutter. Sie bedurfte meiner. Deshalb habe ich es angefangen, sie zu lieben. Die Kinder sind so schwach, daß der erste Beste, selbst ein Mensch wie ich, ihr Beschützer werden kann. Ich habe diese Pflicht Cosetten gegenüber erfüllt. Ich glaube nicht, daß man mit Wahrheit etwas so Geringes eine gute Handlung nennen kann. Ist es aber eine gute Handlung, nun wohl, dann nehmen Sie an, daß ich sie vollbrachte. Tragen Sie diesen mildernden Umstand in das Register ein. Heute tritt Cosette aus meinem Leben; unsere beiden Wege trennen sich. Von jetzt an kann ich nichts mehr für sie thun; sie ist Frau von Pontmercy. Ihre Vorsehung hat gewechselt und Cosette gewinnt

bei dem Wechsel. Alles ist gut. Was die sechsmalhunderttausend Francs betrifft, so sagen Sie mir davon nichts, aber ich komme Ihren Gedanken entgegen; sie sind ein Pfand. Wie kam dieses Pfand in meine Hände? Was kommt darauf an? Ich gebe es zurück. Man hat von mir nichts mehr zu fordern. Ich vervollständige die Ausstattung, indem ich meinen wahren Namen nenne. Das geht wieder nur mich an. Ich halte meinerseits darauf, daß Sie wissen, wer ich bin."

Und Jean Valjean sah Marius gerade in das Gesicht.

Alles, was Marius empfand, war tumultuarisch und unzusammenhängend, gewisse Windstöße des Geschickes thürmen Wolken in unserer Seele auf.

Marius war betäubt durch die neue Lage, die sich ihm zeigte; in solchem Grade betäubt, daß er zu diesem Menschen beinahe wie Jemand sprach, der ihm für dieses Geständniß gezürnt hätte.

„Aber," rief er, „weshalb sagen Sie mir denn das Alles? Was zwingt Sie denn dazu? Sie konnten das Geheimniß für sich selbst bewahren! Sie sind weder angeklagt noch verfolgt. Sie müssen einen Grund haben, um eine solche Offenbarung freiwillig zu machen. Kommen Sie zu Ende. Es liegt darin noch etwas Anderes verborgen. In welcher Absicht legen Sie dieses Geständniß ab? aus welchem Grunde?"

„Aus welchem Grunde?" erwiderte Jean Valjean mit so leiser, so dumpfer Stimme, daß es schien, als spräche er mehr zu sich selbst wie zu Marius. „Aus welchem Grunde ich das that, sagte dieser Züchtling? Ich bin ein Züchtling! Nun gut, ja. Der Grund ist eigenthümlich. Es geschieht aus Rechtschaffenheit. Sehen Sie, das Unglück ist, daß ich hier in dem Herzen einen Faden habe, der mich gefesselt hält. Besonders wenn man alt ist, halten diese Faden fest. Das ganze Leben verfällt rings um sie her,

sie widerstehen. Hätte ich diesen Faden auszureißen, den Knoten zu lösen oder zu durchschneiden, weit fort zu gehen vermocht, so wäre ich gerettet gewesen; ich brauchte nur zu gehen. Es giebt Diligencen in der Rue du Bouloy; sie waren glücklich und ich ging. Ich habe es versucht, diesen Faden zu zerreißen, ich habe daran gezogen; er hielt fest und riß nicht und ich riß nur das Herz damit heraus. Dann sagte ich zu mir: ich kann anderwärts nicht leben; ich muß bleiben. Nun gut; ja. Aber Sie haben Recht, ich bin ein Narr: weshalb nicht ganz einfach bleiben? Sie bieten mir ein Zimmer in dem Hause an, Frau von Pontmercy liebt mich; sie sagte zu dem Ruhesessel: streck' ihm die Arme entgegen. — Ihr Großvater wünscht mich bei sich zu sehen; ich sage ihm zu; wir werden Alle bei einander wohnen, gemeinschaftliche Mahlzeiten haben; ich gebe Cosetten den Arm — der Frau von Pontmercy, verzeihen Sie, es ist Gewohnheitssache — wir haben nur ein Dach, einen Tisch, ein Feuer, dieselbe Ecke am Kamin im Winter, denselben Spaziergang im Sommer. Das Alles ist Freude, ist Glück, ist Alles. Ich werde in der Familie leben. In der Familie!"

Bei diesen Worten wurde Jean Valjean wild. Er kreuzte die Arme; betrachtete den Boden zu seinen Füßen, als hätte er einen Abgrund hineinbohren wollen, und seine Stimme wurde plötzlich schmetternd.

„In der Familie! Nein. Ich gehöre zu keiner Familie. Ich gehöre nicht zu der Ihrigen. Ich gehöre nicht zu der der Menschen. In den Häusern, in denen man unter sich ist, bin ich überflüssig. Es giebt Familien, doch nicht für mich. Ich bin der Unglückliche; ich stamme von Außerhalb, habe ich einen Vater und eine Mutter gehabt? Ich zweifle beinahe daran. Mit dem Tage, an welchem ich dieses Kind verheirathete, war Alles zu Ende; ich war so glücklich, sah, daß sie bei dem Manne war, den sie liebte, daß hier ein

guter Greis lebt, die Ehe zweier Engel, Alles Freude in diesem Hause und es war gut, ich sagte zu mir: du, tritt nicht hinein. Ich konnte lügen, das ist wahr. Ich konnte sie Alle betrügen und Herr Fauchelevent bleiben. So lange es für sie geschah, konnte ich lügen. Jetzt geschah es für mich und ich that es nicht mehr. Es genügte zu schweigen, das ist wahr, und Alles blieb wie sonst. Sie fragen mich, was mich zwingt zu sprechen? Eine närrische Sache; mein Gewissen. Zu schweigen war gleichwohl sehr leicht. Ich habe die Nacht damit hingebracht, mich davon zu überreden; Sie hörten meinen Bericht und was ich Ihnen sagen will, ist so außerordentlich, daß Sie das Recht dazu haben. Nun gut, ich gehe. Ich habe die Nacht damit hingebracht, Gründe zu suchen und ich habe nur sehr gute Gründe gefunden; ich that, was ich vermochte. Allein zwei Dinge gelangen mir nicht; ich konnte weder den Faden zerreißen, der mich mit dem Herzen hier festhält, noch eine Stimme zum Schweigen bringen, die leise zu mir spricht, wenn ich allein bin. Deshalb bin ich an diesem Morgen gekommen, Ihnen Alles zu gestehen. Alles oder nur ziemlich Alles. Es giebt Nutzloses zu sagen, was nur mich betrifft; ich bewahre es für mich. Das Wesentliche wissen Sie. Ich nahm daher mein Geheimniß und überbrachte es Ihnen. Ich offenbarte es vor Ihren Augen. Der Entschluß war nicht leicht zu fassen. Die ganze Nacht habe ich gekämpft. Sie glauben wohl, ich hätte mir nicht gesagt, das wäre nicht wie bei dem Prozesse Champmathieu's, daß ich, wenn ich gegen Alle meinen Namen verhehlte, keinem Menschen etwas Böses zufügte, daß der Name Fauchelevent mir nur durch Fauchelevent selbst aus Dankbarkeit für einen ihm geleisteten Dienst beigelegt wurde, daß ich ihn wohl behalten könnte, und daß ich in dem Zimmer sein würde, das Sie mir bieten, daß ich hier Niemand im Wege wäre, daß ich hier ein kleines Winkelchen hätte, und während Sie Cosette hätten, ich denken

könnte, in demselben Hause mit ihr zu leben. Jeder hätte sein verhältnißmäßiges Glück gehabt. Fortzufahren, Herr Fauchelevent zu sein, das befriedigte Alle.

Ja, ausgenommen meine Seele. Es gab für mich überall Freude, doch die Tiefe meiner Seele blieb schwarz. Es ist nicht genug, glücklich zu sein; man muß auch zufrieden sein. So wäre ich hier Fauchelevent geblieben, so hätte ich mein wahres Gesicht verborgen, hätte ich Ihren offenen Freuden gegenüber ein Räthsel in mir getragen, so wäre ich bei Ihrem hellen Tageslicht in Dunkelheit gewesen, so hätte ich ohne zu rufen: vorgesehen! ganz einfach den Bagno an ihren Heerd gesetzt, ich hätte an Ihrem Tische mit dem Gedanken Platz genommen, daß, wenn Sie wüßten, wer ich wäre, Sie mich von demselben vertreiben würden. Ich hätte mich von Ihren Leuten bedienen lassen, welche, wenn sie es gewußt hätten, gesagt haben würden: welch ein Abscheu. Ich hätte Sie berührt mit meinem Arme, den Sie das Recht haben, zurückzustoßen; ich hätte Ihnen Ihren Händedruck gestohlen! In Ihrem Hause wäre den ehrwürdigen und den beschimpften weißen Haaren Ehrfurcht erzeigt worden; in den vertraulichsten Stunden, wenn alle Herzen sich bis zum tiefsten Grunde gegen einander geöffnet zu haben geglaubt hätten, wenn wir Vier beisammen gewesen wären, Ihr Großvater, Sie Beide und ich, dann wäre ein Unbekannter unter uns gewesen! Ich hätte an Ihrer Seite gelehnt und meine beständige Sorge hätte sein müssen, den Deckel meines Sarges nicht zu heben. Ich, ein Todter, hätte mich Ihnen, den Lebenden aufgedrängt. Cosette hätte ich für immer zu mir verurtheilt. Sie, Cosette und ich, wir wären dann drei Köpfe in der grünen Mütze gewesen! Erbeben Sie nicht? Ich bin jetzt nur der Unglücklichste der Menschen, dann wäre ich der Verabscheuungswürdigste derselben gewesen. Und dieses Verbrechen hätte ich täglich begangen! und diese Lüge hätte ich täglich wiederholt! Diese

Maske hätte ich täglich über mein Gesicht gebreitet! Von meiner Beschimpfung hätte ich Ihnen täglich meinen Antheil gegeben! Täglich! Ihnen, meinen Geliebten, Ihnen meinen Kindern, Ihnen, den Unschuldigen! Zu schweigen, ist nichts? Das Schweigen zu bewahren ist einfach: Nein, es ist nicht einfach. Es giebt ein Schweigen, das lügt, und meine Lüge, mein Betrug, meine Unwürdigkeit, meine Feigheit, mein Verrath, mein Verbrechen, hätte ich Tropfen bei Tropfen eingesogen; ich hätte damit um Mitternacht geendet und um Mittag wieder angefangen; mein guter Morgen hätte gelogen, meine gute Nacht hätte gelogen und ich wäre darüber eingeschlafen und hätte das auf jeden Bissen Brod genossen, und wenn ich Cosette angesehen, so hätte ich dem Lächeln des Engels durch das Lächeln des Verdammten geantwortet und wäre ein verabscheuungswürdiger Betrüger gewesen. Weshalb? Um glücklich zu sein! Ich! Habe ich denn das Recht, glücklich zu sein? Ich stehe außerhalb des Lebens, mein Herr."

Jean Valjean hielt inne. Marius hörte. Dergleichen Verschlingungen von Gedanken und Qualen lassen sich nicht unterbrechen. Jean Valjean senkte auf's Neue die Stimme, allein es war nicht mehr eine dumpfe, sondern es war eine finstere Stimme:

„Sie fragen mich, weshalb ich spreche? Sie sagen, ich bin weder angeklagt noch verfolgt. Ja, ich bin angeklagt! Ja, ich werde verfolgt! Ja, ich werde gehetzt! Durch wen? Durch mich! Ich bin es, der mir den Weg selbst versperrt und ich schleppe mich, ich stoße mich, ich halte mich, ich richte mich hin, und man hält sich gut, wenn man sich selbst hält. Und er erfaßte seinen eigenen Rock mit der Faust und zog ihn gegen Marius hin.

„Sehen Sie diese Faust hier," fuhr er fort, „finden Sie nicht, daß man den, welchen man so beim Kragen hält, nicht losläßt? Nun wohl! Das Gewissen ist auch so eine

Faust. Wenn man glücklich sein will, mein Herr, darf man nur die Pflicht begreifen, denn sobald man sie begriffen hat, ist sie unerbittlich. Man könnte sagen, daß sie uns dafür bestraft, sie zu begreifen; doch nein, sie belohnt uns dafür, denn sie wirft uns in eine Hölle, in der wir Gott an unserer Seite fühlen. Man fühlt sich kaum zerrissen, so ist man auch schon im Frieden mit sich selbst."

Und mit einem unaussprechlichen Tone fügte er hinzu:

„Herr Pontmercy, es hat keinen gesunden Sinn, wenn ich sage, daß ich ein rechtschaffener Mensch bin. Indem ich mich in Ihren Augen erniedrige, erhebe ich mich in den meinigen. Das ist mir schon einmal begegnet, aber es war weniger schmerzhaft, es war nichts. Ja, ein rechtschaffener Mensch. Ich wäre es nicht, wenn Sie durch meine Schuld fortgefahren hätten, mich zu achten. Jetzt, da Sie mich verachten, bin ich es. Auf mir lastet das Verhängniß, daß ich nur eine gestohlene Achtung genießen kann. Diese Achtung aber demüthigt und vernichtet mich in meinem Innern, und damit ich mich selbst achten kann, muß man mich verachten. Dann richte ich mich wieder auf. Ich bin ein Galeerenzüchtling, der seinem Gewissen gehorcht. Ich weiß wohl, daß das nicht ehrlich ist. Allein was soll ich dabei thun? Es ist so! Ich bin Verpflichtungen gegen mich selbst eingegangen; ich halte sie. Es giebt Zufälle, die uns zu den Pflichten fortreißen. Sehen Sie, Herr Pontmercy, es sind mir in meinem Leben manche Dinge begegnet."

Jean Valjean machte eine Pause, schluckte, als ob seine Worte einen bittern Beigeschmack hätten, und sagte dann:

„Wenn man einen solchen Abscheu vor sich selbst fühlt, dann hat man nicht das Recht, ihn die Andern unwissentlich theilen zu lassen; man hat nicht das Recht, ihnen seinen Aussatz mitzutheilen; man hat nicht das Recht, sie in seinen Abgrund gleiten zu lassen, ohne daß sie es bemerken; man hat nicht das Recht, seine rothe Jacke über sie zu breiten;

man hat nicht das Recht, das Glück Anderer tückisch durch sein Elend zu trüben, denen, welche heilig sind, sich zu nahen und sie im Dunkel mit seinem unsichtbaren Krebs zu berühren; das ist nichtswürdig. Fauchelevent mag immerhin mir seinen Namen gegeben haben; ich habe nicht das Recht, mich desselben zu bedienen; er durfte ihn mir geben, ich durfte ihn nicht nehmen. Ein Name, das ist ein Ich. Sehen Sie, mein Herr, ich habe ein wenig nachgedacht, ich habe ein wenig gelesen, obgleich ich nur ein Bauer bin. Sie sehen, daß ich mich passend ausdrücke. Ich lege mir Rechenschaft von den Dingen ab. Ich habe mir selbst eine Erziehung gegeben. Nun gut, ja. Einen Namen rauben und sich darunter verbergen, das ist Unredlichkeit. Buchstaben des Alphabets lassen sich stehlen wie eine Börse oder eine Uhr. Eine falsche Unterschrift, das ist Fleisch und Bein, ein lebender falscher Schlüssel, um mich bei rechtschaffenen Leuten einzuschleichen, nie mehr offen aufblicken zu können, schielen zu müssen, in meinem Innern nichtswürdig zu sein! Nein! nein! nein! Besser ist es, zu leiden, zu bluten, zu weinen, sich die Haut mit den Nägeln herabzureißen, die Nächte händeringend zuzubringen. Deshalb bin ich gekommen, Ihnen das Alles zu erzählen, freiwillig, wie Sie sagten.

Er athmete schwer und warf die letzten Worte hin:

„Um zu leben, habe ich einst ein Brod gestohlen; jetzt will ich, um zu leben, nicht einen Namen stehlen.“

„Um zu leben?“ rief Marius. „Sie bedürfen dieses Namens nicht, um zu leben!“

„O, ich kenne mich!“ entgegnete Jean Valjean, indem er mehrmals hintereinander langsam den Kopf erhob und senkte.

Es entstand ein tiefes Schweigen. Beide verstummten, Jeder versunken in einen Abgrund von Gedanken. Marius hatte sich an einen Tisch gesetzt und stützte sein Kinn

auf einen seiner gekrümmten Finger. Jean Valjean ging auf und nieder. Er trat vor den Spiegel und blieb regungslos stehen. Dann sagte er, indem er in den Spiegel blickte, ohne sich zu sehen und als ob er auf einen innern Gedanken antwortete:

„Während ich mich jetzt erleichtert fühle!"

Er schritt weiter und ging an das andere Ende des Salons. In dem Augenblick, als er sich umdrehte, bemerkte er, daß Marius ihn beim Gehen beobachtete. Da sagte er mit einem unbeschreiblichen Klange:

„Ich schleppe den Fuß ein wenig. Sie begreifen jetzt, weshalb."

Darauf endete er, indem er sich zu Marius wendete:

„Und jetzt, mein Herr, malen Sie sich aus: ich habe nichts gesagt, ich bin Herr Fauchelevent geblieben, ich habe meinen Platz bei Ihnen eingenommen, ich gehöre zu den Ihrigen, ich wohne in meinem Zimmer, ich komme Morgens zum Frühstück in Pantoffeln, Abends gehen wir alle Drei in's Theater, ich begleite Frau von Pontmercy in die Tuilerien und auf den Königsplatz, wir sind beisammen, Sie halten mich für Ihresgleichen; eines Tages nun bin ich da, wir plaudern, wir lachen, da hören Sie eine Stimme den Namen rufen: Jean Valjean! und die furchtbare Hand der Polizei taucht aus der Dunkelheit auf und reißt mir plötzlich meine Larve ab!"

Er schwieg wieder. Marius war bebend aufgestanden. Jean Valjean fuhr fort:

„Was sagen Sie dazu?"

Marius' Schweigen antwortete.

Jean Valjean sprach weiter:

„Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, nicht zu schweigen. Seien Sie glücklich. Seien Sie im Himmel, seien Sie der Engel eines Engels und begnügen Sie sich damit; beunruhigen Sie sich nicht über die Art und Weise, wie ein

armer Verurtheilter sich dabei benimmt, sich die Brust zu öffnen und seine Pflicht zu thun; Sie haben einen elenden Menschen vor sich."

Marius schritt langsam durch den Salon und als er vor Jean Valjean stand, reichte er ihm die Hand.

Marius mußte diese Hand nehmen, die sich ihm nicht bot. Jean Valjean ließ ihn gewähren, und es schien Marius, als drückte er eine Hand von Marmor.

„Mein Großvater hat Freunde," sagte Marius. „Ich werde Ihre Begnadigung erwirken."

„Das ist nutzlos," erwiederte Jean Valjean. „Man hält mich für todt und das genügt. Die Todten werden keiner Aufsicht unterworfen. Man vermuthet, daß sie ruhig verwesen. Der Tod ist dasselbe, wie die Begnadigung."

Und seine Hand losmachend, die Marius noch hielt, fügte er mit einer Art von unerbittlicher Würde hinzu:

„Uebrigens meine Pflicht zu thun, das ist der Freund, zu dem ich meine Zuflucht nehme. Ich bedarf nur einer Gnade, das ist die meines Gewissens."

In diesem Augenblicke öffnete sich an der andern Seite des Salons leise eine Thür und durch dieselbe steckte Cosette den Kopf herein; man bemerkte nichts als ihr sanftes Gesicht; sie sah reizend aus in bloßem Kopfe. Ihre Augenlider waren noch vom Schlaf wie geschwollen. Sie machte die Bewegung eines Vogels, der den Kopf zum Neste heraussteckt, sah zuerst ihren Mann an, dann Jean Valjean und rief ihnen lachend zu:

„Ich wette, daß Ihr von Politik sprecht. Wie ungalant ist das, statt bei mir zu sein.

Jean Valjean erbebte.

„Cosette —" stammelte Marius.

Er hielt inne. Man hätte glauben können, zwei Verbrecher zu sehen.

Cosette fuhr freudestrahlend fort sie Beide anzusehen.

Es lag in ihren Augen Etwas, wie Funken aus dem Paradiese.

„Ich überrasche Euch bei der That," sagte Cosette. „Ich habe durch die Thür meinen Vater Fauchelevent sagen hören: das Gewissen — seine Pflicht thun. — Das ist Politik. Ich will davon nichts wissen. Man darf nicht gleich am Tage nach der Hochzeit von Politik sprechen. Das ist nicht recht."

„Du täuschest Dich, Cosette," erwiderte Marius. „Wir sprachen von Geschäften. Wir sprachen davon, wie Deine sechsmalhunderttausend Francs am besten anzulegen sind."

„Das ist Alles nichts," unterbrach ihn Cosette. „Ich komme; will man hier Etwas von mir wissen."

Und entschlossen die Thür öffnend, trat sie in den Salon.

Sie trug einen großen weiten Pudermantel mit tausend Fältchen und weiten langen Aermeln, die bis auf die Füße herabfielen.

Sie betrachtete sich vom Kopf bis zu den Füßen in einem großen Spiegel und rief dann mit einem Ausbruch unaussprechlichen Entzückens:

„Es war einmal ein König und eine Königin! O, wie glücklich ich bin —"

Nachdem sie dies gesagt hatte, verneigte sie sich gegen Marius und Jean Valjean.

„So," sagte sie, „jetzt werde ich mich bei Euch auf einen Armsessel niederlassen. Wir frühstücken in einer halben Stunde und Ihr könnt Alles sagen, was Ihr wollt. Ich weiß wohl, daß die Männer sprechen müssen. Ich werde verständig sein.

Marius ergriff ihren Arm und sagte verliebt: „wir sprechen von Geschäften."

„Apropos," entgegnete Cosette, „ich habe mein Fenster geöffnet; es sind eine Menge Pierrots im Garten. Vögel,

keine Masken. Es ist heute Aschermittwoch, aber nicht für die Vögel."

„Ich sage Dir, daß wir von Geschäften sprechen, meine kleine Cosette. Laß uns einen Augenblick allein. Wir sprechen von Zahlen. Das würde Dich langweilen."

„Du hast diesen Morgen eine reizende Halsbinde, Marius. Sie sind sehr kokett, Herr Baron. Nun, das würde mich nicht langweilen."

„Ich gebe Dir die Versicherung, daß es Dich langweilen würde."

„Nein, weil Du dabei bist. Ich werde Euch nicht verstehen, aber ich werde Euch hören. Wenn man die Stimme hört, die man liebt, so braucht man die Worte nicht zu verstehen, die sie sagen. Ihr Beisammensein, das ist Alles, was man will. Ich bleibe bei Euch.

„Du bist meine geliebte Cosette! Unmöglich!"

„Unmöglich?"

„Ja."

„Es ist gut," entgegnete Cosette. Ich hätte Euch etwas Neues erzählt. Ich hätte Euch gesagt, daß der Großvater noch schläft, daß die Tante in der Messe ist, daß die Esse in dem Zimmer meines Vaters Fauchelevent raucht, daß Nikolette den Essenkehrer bestellt hat, daß die Toussaint und Nikolette sich schon gezankt haben, daß Nikolette sich über das Stottern der Toussaint lustig macht. Nun gut, Ihr sollt nichts erfahren! So! es ist unmöglich! Ich werde Sie meinerseits auch schmachten sehen, mein Herr, und dann sagen: es ist unmöglich! Wer wird dann angeführt sein? Ich bitte Dich mein lieber Marius, laß mich hier bei Euch bleiben."

„Ich schwöre Dir, daß wir allein sein müssen."

„Nun gut, bin ich denn Jemand?"

Jean Valjean sprach kein Wort. Cosette wendete sich zu ihm.

„Zunächst Vater, will ich, daß Du mich küssest. Was

machst Du da, nichts zu sagen, statt meine Partei zu nehmen? Wer hat mir denn einen solchen Vater gegeben? Du siehst wohl, daß ich in der Ehe sehr unglücklich bin. Mein Mann schlägt mich. Nun, umarme mich sogleich."

Jean Valjean näherte sich ihr.

Cosette wendete sich zu Marius.

„Ich schneide Ihnen ein Gesicht."

Sie bot ihre Stirn Jean Valjean.

Jean Valjean that einen Schritt auf sie zu.

Cosette wich zurück.

„Vater, Du bist so blaß. Thut Dir Dein Arm noch weh?"

„Er ist geheilt," sagte Jean Valjean.

„Hast Du schlecht geschlafen?"

„Nein."

„Bist Du traurig?"

„Nein."

„Umarme mich. Wenn Du wohl bist, wenn Du gut geschlafen hast, wenn Du zufrieden bist, so will ich nicht mit Dir zanken."

Und auf's Neue bot sie ihm ihre Stirn.

Jean Valjean drückte einen Kuß auf diese Stirn, auf welcher ein himmlischer Strahl zu ruhen schien.

„Lache."

Jean Valjean gehorchte. Es war das Lachen eines Gespenstes.

„Jetzt vertheidige mich gegen meinen Mann."

„Cosette!" sagte Marius.

„Zürne ihm„ Vater. Sage ihm, daß ich bleiben muß. Man kann wohl in meiner Gegenwart sprechen. Du findest mich also wohl sehr albern? Ist denn das, was Du zu sagen hast, so erstaunlich? Geschäft, Geldanlegenheiten, das ist auch etwas Großes. Die Männer spielen um nichts die

Geheimnißvollen. Ich will bleiben. Ich bin diesen Morgen sehr hübsch. Sieh mich an, Marius."

Und mit einem lieblichen Achselzucken und mit einer reizenden Schmollmiene sah sie Marius an. Es zuckte wie ein Blitz zwischen diesen beiden Wesen. Es verhinderte sie wenig, daß Jemand zugegen war.

„Ich liebe Dich!" sagte Marius.

„Ich bete Dich an!" sagte Cosette.

Und sie sanken einander unwiderstehlich in die Arme.

„Jetzt," sagte Cosette, indem sie eine Falte ihres Kleides mit einer triumphirenden Miene ordnete, „jetzt bleibe ich."

„Was das betrifft, nein," erwiderte Marius mit bittendem Tone. „Wir haben Etwas abzumachen."

„Noch immer nein?"

Marius nahm eine ernste Stimme an und sagte:

„Ich gebe Dir die Versicherung, Cosette, daß es unmöglich ist."

„So, Sie nehmen jetzt Ihre männliche Stimme an, mein Herr. Es ist gut. Man geht. Du, Vater, hast mich nicht unterstützt. Mein Herr Gemahl, mein Herr Papa, Sie sind Tyrannen. Ich werde das dem Großvater sagen. Wenn Sie glauben, daß ich zurückkommen werde, um Ihnen Albernheiten zu sagen, so irren Sie sich. Ich bin stolz. Ich erwarte Sie jetzt. Sie werden sehen, daß Sie es sind, die sich bei mir langweilen. Ich gehe! das ist wohlgethan."

Und sie ging.

Zwei Sekunden darauf öffnete die Thür sich wieder, ihr frischer, rosiger Kopf erschien wieder in dem Spalt der beiden Thüren und sie rief ihnen zu:

„Ich bin sehr im Zorn!"

Die Thür schloß sich und es wurde dunkel.

Es war, als hätte ein Sonnenstrahl, ohne es zu ahnen, plötzlich die Nacht durchzuckt.

Marius überzeugte sich, daß die Thür geschlossen war.

„Arme Cosette!“ murmelte er; „wenn sie erfahren wird —“

Bei diesen Worten zitterte Jean Valjean an allen Gliedern. Er richtete seine irren Blicke auf Marius.

„Cosette! Ach ja, es ist wahr; Sie werden das Cosette sagen. Das ist in der Ordnung. Siehe, daran hatte ich nicht gedacht. Man hat Kraft zu einer Sache, aber man hat sie nicht zu einer andern. Mein Herr, ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an, mein Herr, geben Sie mir Ihr heiligstes Ehrenwort dafür, ihr nichts zu sagen. Genügt es denn nicht, daß Sie Alles wissen? Ich konnte es Ihnen von selbst sagen, ohne dazu gezwungen zu sein; ich hätte es dem Weltall gesagt, das wäre mir gleich gewesen. Aber sie, sie weiß nicht, was es zu bedeuten hat und würde erschrecken. Ein Züchtling! Man wäre gezwungen, es ihr zu erklären und ihr zu sagen, das ist ein Mensch, der auf den Galeeren war. Sie sah eines Tages einen Transport vorüberziehen. O mein Gott!“

Er sank auf einen Armsessel und verbarg das Gesicht in beiden Händen. Man hörte ihn nicht, aber an dem Zittern seiner Achseln sah man, daß er weinte. Schweigende Thränen, fürchterliche Thränen.

In seinem Schluchzen lag Etwas wie Erstickung, eine Art von Krampf erfaßte ihn. Er warf sich zurück gegen die Lehne des Sessels, wie um zu athmen, ließ die Arme herabsinken und zeigte Marius sein mit Thränen überströmtes Gesicht. Und Marius hörte ihn so leise, daß seine Stimme aus einer endlosen Tiefe heraufzutönen schien, sagen:

„Ach, ich möchte sterben!“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Marius. „Ich werde Ihr Geheimniß für mich allein bewahren.“

Marius war weniger gerührt, als er es vielleicht hätte sein sollen. Aber seit einer Stunde dazu gezwungen, sich

mit einem entsetzlichen Unerwarteten vertraut zu machen, indem er sah, wie stufenweise ein Züchtling über Herrn Fauchelevent emporstieg, allmälig ergriffen durch diese finstere Wirklichkeit und durch die natürliche Richtung der Lage dahin gebracht, die Kluft zu erkennen, die zwischen diesem Mann und ihm entstanden war, fügte Marius hinzu:

„Es ist unmöglich, daß ich Ihnen nicht ein Wort über das Pfand sage, das Sie so treu und so rechtschaffen übergaben. Das ist eine Handlung der Redlichkeit. Es ist gerecht, daß Ihnen dafür ein Lohn werde. Bestimmen Sie die Summe selbst; sie soll Ihnen ausgezahlt werden. Fürchten Sie nicht, sie zu hoch zu bestimmen.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte Jean Valjean sanft. Er blieb einen Augenblick nachdenkend, fuhr unwillkürlich mit der Spitze des Fingers über den Nagel seines Daumens und sagte mit erhobener Stimme:

„Alles ist beinahe beendet. Es bleibt mir nur noch eine letzte Sache —“

„Welche?“

Jean Valjean zögerte, und ohne Stimme, beinahe ohne Athem stammelte er mehr als er sprach:

„Und jetzt, nun Sie Alles wissen, glauben Sie mir, mein Herr, da Sie hier der Herr sind, daß ich Cosette nicht mehr sehen darf?“

„Ich glaube, es wäre das Beste,“ erwiederte Marius kalt.

„So werde ich sie nicht mehr sehen,“ murmelte Jean Valjean.

Und er schritt auf die Thür zu.

Er legte die Hand auf den Griff der Klinke, die Thür öffnete sich, Jean Valjean machte sie weit genug auf, um hindurch zu können, blieb eine Sekunde regungslos stehen, schloß dann die Thür wieder und wendete sich zu Marius. Er war nicht mehr blaß; er war leichenblaß. Es waren

keine Thränen mehr; in seinen Augen war eine Art finsterer Flamme. Seine Stimme war wieder auffallend ruhig geworden. „Sehen Sie, mein Herr," sagte er, „wenn Sie es erlauben, werde ich sie sehen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich dies lebhaft wünsche. Wenn ich nicht darauf gesonnen hätte, Cosette zu sehen, würde ich Ihnen das Geständniß nicht abgelegt haben; ich wäre abgereist. Aber da ich an diesem Orte bleiben wollte, wo Cosette ist, und fortfahren, sie zu sehen, mußte ich Ihnen rechtschaffen Alles sagen. Sie folgen meinem Urtheil, nicht wahr? Das ist Etwas, das sich begreifen läßt. Sehen Sie, länger als neun Jahre habe ich sie an meiner Seite gehabt. Wir wohnten zuerst in jener Baracke des Boulevard, dann in dem Kloster, dann bei dem Luxembourg; dort haben Sie sie zum ersten Male gesehen. Sie erinnern sich noch an ihren blauen Plüschhut? Wir sind dann in das Invalidenviertel gezogen, wo ein Gitter vor dem Garten war, Rue Plumet. Ich wohnte auf einem kleinen Hinterhofe, von wo aus ich ihr Piano hören konnte. Das war mein Leben. Wir verließen uns nie. Das dauerte neun Jahre und einige Monate. Ich war wie ihr Vater und sie war mein Kind. Ich weiß nicht, ob Sie mich begreifen, Herr Pontmercy, aber jetzt zu gehen, sie nicht mehr zu sehen, nicht mehr mit ihr zu sprechen, nichts von ihr zu haben, das wäre schwer. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollten, so würde ich von Zeit zu Zeit Cosette besuchen. Ich würde nicht zu oft kommen; ich würde nicht lange bleiben. Sie würden sagen, daß man mich in dem kleinen untern Saale empfängt, im Erdgeschoß. Ich würde durch die Hinterthür eintreten, die für die Dienstboten bestimmt ist, aber das machte vielleicht Aufsehen. Es ist besser, glaube ich, daß ich durch die Thür für alle Welt eintrete. Wirklich, mein Herr, ich möchte wohl Cosette noch ein wenig sehen, so selten, als es Ihnen gefällig wäre. Stellen Sie sich an meinen Platz; ich habe

weiter nichts mehr, und dann muß man auch vorsichtig sein. Wenn ich gar nicht mehr käme, so würde das eine üble Wirkung machen. Man würde es sonderbar finden. Was ich thun kann, ist, Abends zu kommen, wenn es anfängt, dunkel zu werden."

„Sie werden jeden Abend kommen," sagte Marius, „und Cosette wird Sie erwarten."

„Sie sind gut, mein Herr," sagte Jean Valjean.

Marius grüßte Jean Valjean. Das Glück führte die Verzweiflung bis zur Thür, und diese beiden Männer führten sich.

II.

Die Dunkelheit kann keine Aufklärung bringen.

Marius war verwirrt.

Die Art von Entfremdung, die er immer für den Mann empfunden hatte, neben welchem er Cosette sah, war ihm jetzt erklärt. Es lag in diesem Menschen etwas Räthselhaftes, von dem sein Instinkt ihm eine Ahnung gegeben hatte. Dieses Räthsel war die abscheulich größte Schande, das Bagno. Dieser Herr Fauchelevent war der Züchtling Jean Valjean.

Plötzlich ein solches Geheimniß inmitten seines Glückes zu finden, das glich der Entdeckung eines Skorpions in einem Neste von Turteltauben.

War das Glück von Marius und Cosette für die Zukunft zu dieser Nachbarschaft verurtheilt? War das eine vollendete Thatsache? Machte die Annahme dieses Mannes einen Theil der vollzogenen Verbindung aus? War dabei nichts mehr zu thun? Hatte Marius auch den Züchtling geheirathet?

Wenn man auch mit Licht und Freude gekrönt ist und wenn man auch die große purpurgefärbte Stunde des Lebens einathmet, die Stunde der glücklichen Liebe, so würden doch solche Erschütterungen selbst einen Erzengel in seinem Entzücken besiegen, in seinem Ruhm erbeben machen.

Wie es immer bei wechselnden Betrachtungen solcher Art zu geschehen pflegt, fragte Marius sich, ob er sich selbst keinen Vorwurf zu machen hätte. Hatte es ihm an Scharfsinn gemangelt? Hatte er die Klugheit verletzt? Hatte er sich freiwillig betäubt? Ein wenig vielleicht. Hatte er ohne hinreichende Vorsicht die Umgebungen zu erforschen, sich in dieses Liebesabenteuer, das ihn zu seiner Heirath mit Cosette führte, hineingestürzt? Er erkannte die chimärische Seite seiner Natur, eine Art von innerer Wolke, welche diesen Organisationen eigen ist, die in den Paroxismen der Leidenschaft und des Schmerzes sich ausdehnt, die Stimmung der Seele verändert und den ganzen Menschen einnimmt, so daß sie ihn zu einem in einem Nebel versunkenen Gewissen macht. Wir haben bereits mehrmals auf dieses charakteristische Element bei Marius hingedeutet. Er erinnerte sich, daß er in dem Rausche seiner Liebe, Rue Plumet, während der sechs oder sieben Wochen des Entzückens zu Cosette nicht einmal von dem Drama in der Baracke Gorbeau gesprochen hatte, wobei das Opfer während des Kampfes und der darauf folgenden Flucht auf eine so eigenthümliche Weise das Schweigen bewahrt hatte. Wie kam es, daß er mit Cosette nicht davon gesprochen hatte? Es lag doch so nahe und war so entsetzlich! Wie kam es, daß er ihr nicht einmal

die Thénardiers genannt hatte, und besonders an dem Tage, an welchem er Eponine begegnete? Es wurde ihm jetzt beinahe schwer, sich sein Schweigen von damals zu erklären. Er gab sich dennoch davon Rechenschaft. Er erinnerte sich an seine Betäubung, an seine Trunkenheit, bei welcher die Liebe alles Andere vergessen ließ. An diese Erhebung, an das Ideelle und vielleicht bewog ihn auch ein unbestimmter Instinct, jenes fürchterliche Abenteuer in seinem Gedächtniß zu verbergen und zu unterdrücken, denn er fürchtete die Berührung desselben, er wollte dabei keine Rolle spielen und entzog sich demselben, da er weder Erzähler noch Zeuge sein konnte, ohne zugleich Ankläger zu werden. Ueberdies waren diese Wochen wie ein Blitz gewesen. Man hatte zu nichts Zeit gehabt als sich zu lieben. Wenn er aber endlich Alles abgewogen, Alles geprüft hätte, wenn er den Ueberfall Cosette erzählt, wenn er ihr die Thénardiers nannte, welches wären dann die Folgen gewesen, selbst wenn er entdeckt hätte, daß Jean Valjean ein Züchtling gewesen wäre? Hätte das ihn verwandelt, ihn, Marius, oder sie, Cosette? Wäre er zurückgewichen? Hätte er sie minder angebetet? Hätte er sie minder geheirathet? Nein. Hätte das irgend etwas an dem geändert, was geschehen? Nein. Es ließ sich dabei nichts bereuen, nichts zum Vorwurf machen. Alles war gut. Es giebt einen Gott für die Trunkenbolde, die man die Verliebten nennt. Blind hatte Marius eben die Straße gewählt, die er sehend gewählt haben würde. Die Liebe hatte ihm die Augen verdunkelt, um ihn wohin zu führen? In das Paradies!

Aber dieses Paradies hing jetzt mit einer höllischen Nachbarschaft zusammen.

Die ehemalige Entfremdung, welche Marius für diesen Menschen, für diesen Fauchelevent, der Jean Valjean geworden war, empfunden hatte, war jetzt mit Entsetzen gemischt.

In diesem Entsetzen lag einiges Mitleid und selbst ein gewisses Staunen.

Dieser Dieb, dieser rückfällige Dieb, hatte ein Pfand ausgeliefert, und was für ein Pfand? Sechsmalhunderttausend Francs. Er allein kannte das Geheimniß dieses Pfandes. Er konnte es behalten und hatte Alles zurückgegeben. Außerdem hatte er selbst seine Lage offenbart, Nichts verpflichtete ihn dazu. Wenn man wußte, wer er war, so wußte man es durch ihn. Es lag in diesem Geständniß mehr als die Annahme der Demüthigung. Es lag darin die Annahme der Gefahr. Für einen Verurtheilten ist eine Maske keine Maske, sondern eine Zufluchtsstätte. Er hatte auf dieses Asyl verzichtet. Ein falscher Name ist eine Sicherheit; er hatte diesen falschen Namen abgeworfen. Er, der Galeerenzüchtling, konnte sich für immer in einer rechtschaffenen Familie verbergen. Er hatte dieser Versuchung widerstanden. Und aus welchem Grunde? Aus Gewissensscrupeln. Er hatte dies selbst mit dem unwiderstehlichen Tone der Wahrheit erklärt. Alles erwogen, war dieser Jean Valjean unbestreitbar ein erwachendes Gewissen. Es lag in ihm eine geheimnißvolle Ehrenrettung; und allem Anschein nach war schon seit längerer Zeit der Gewissensscrupel Herr dieses Menschen. Dergleichen Anfälle des Gerechten und des Guten sind den gewöhnlichen Naturen nicht eigen. Erwachendes Gewissen, das ist Größe der Seele.

Jean Valjean war aufrichtig. Die sichtbare, lastbare, unwiderstreitbare Aufrichtigkeit, augenscheinlich selbst durch den Schmerz in seinem Bekenntniß, machte weitere Erklärungen nutzlos und verlieh Allem, was dieser Mensch sagte, Autorität.

Für Marius erstand eine eigenthümliche Verschwörung der Lage. Was erweckte Herr Fauchelevent? Mißtrauen. Was erweckte Jean Valjean? Vertrauen.

Während der geheimnißvollen Abwägung dieses Jean Valjean, die Marius in seinem Nachdenken anstellte, wobei er die Activa und die Passiva prüfte, glaubte er zu der Bestimmung des Gleichgewichts zu gelangen. Aber Alles war wie in einem Sturme. Marius, der sich anstrengte, sich einen deutlichen Begriff von dem Menschen zu machen, und der so zu sagen Jean Valjean bis in den tiefsten Hintergrund seines Gedankens verfolgte, verlor ihn beständig in einem verhängnißvollen Nebel und fand ihn wieder.

Das rechtschaffen zurückgegebene Pfand, die Redlichkeit des Geständnisses, das war gut. Dies schien wie eine lichte Stelle in der Wolke zu sein, aber die Wolke wurde wieder schwarz.

So verworren auch die Erinnerungen Marius' waren, kehrte doch ein Schatten davon zurück.

Was war denn nun eigentlich das Abenteuer in der Dachkammer des Jondrette? Weshalb war dieser Mensch bei der Ankunft der Polizei, statt sich zu beklagen, entflohen? Hier fand Marius die Antwort. Weil dieser Mensch ein Verbrecher war, der seinen Bann gebrochen hatte.

Eine andere Frage: weshalb war dieser Mensch in die Barrikade gekommen? denn jetzt erblickte Marius diese Erinnerung deutlich; die Aufregungen zeigten sich wieder wie die sympathetische Liebe im Feuer. Dieser Mensch war in der Barrikade gewesen. Er kämpfte dort nicht. Was wollte er da? Vor dieser Frage erhob sich ein Gespenst und gab die Antwort: Javert. Marius erinnerte sich in diesem Augenblick deutlich an die finstere Vision, wie Jean Valjean den gebundenen Javert über die Barrikade hinauszog und er hörte noch deutlich hinter der Ecke der Rue Mondétour den verhängnißvollen Pistolenschuß. Es bestand wahrscheinlich ein Haß zwischen diesem Spion und diesem Galeerenzüchtling; Einer stand dem Andern im Wege. Jean Valjean war nach der Barrikade gekommen, um sich zu rächen.

Er war spät hingekommen. Er wußte wahrscheinlich, daß Javert dort als Gefangener war. Die corsische Blutrache dringt in gewisse Tiefen ein und wird hier zum Gesetz. Sie ist so einfach, daß sie die Seelen nicht in Verwunderung setzt, die halb zum Guten zurückgekehrt sind. Die Herzen sind so geschaffen, daß ein Verbrecher auf dem Wege zur Reue vielleicht gewissenhaft in Beziehung für den Diebstahl sein kann, aber nicht in Beziehung für die Rache. Jean Valjean hatte Javert getödtet. Wenigstens schien das offenbar zu sein.

Eine letzte Frage endlich; aber auf diese keine Antwort. Die Frage fühlte Marius wie einen Zwang. Wie kam es, daß die Existenz dieses Jean Valjean so lange an Cosetten hinlief? Was war das für ein finsteres Spiel der Vorsehung, welche dieses Kind in Berührung mit diesem Manne gebracht hatte? Giebt es denn dort oben auch Ketten, welche an zwei Wesen festgeschmiedet sind, und findet Gott ein Gefallen daran, so den Engel mit dem Dämon zusammenzuketten? Können denn eine Unschuld und ein Verbrechen Zimmergenossen in dem geheimnißvollen Lager des Elends sein? Was hatte zu dieser unerklärlichen Verbindung geführt? Auf welche Weise, durch welch ein Wunder hätte die Gemeinschaft des Lebens zwischen dieser himmlischen Kleinen und diesem verurtheilten Alten entstehen können? Wer hatte es vermocht, das Lamm an den Wolf zu ketten, und noch unbegreiflicher, den Wolf dem Lamme geneigt zu machen? denn der Wolf liebte das Lamm; denn das grausame Wesen betete dieses schwache Wesen an; denn neun Jahre lang hatte der Engel zur Stütze dieses Ungeheuer gehabt. Die Kindheit und die Jugend Cosettens, ihr jungfreuliches Entgegenwachsen dem Leben und dem Lichte waren durch diese mißgestaltete Ergebenheit geschützt worden. Hier vertheilten sich die Fragen in zahllose Räthsel; Abgründe öffneten sich auf Boden von Abgründen und Marius konnte

sich nicht mehr ohne Schwindel über Jean Valjean beugen. Wer war denn dieser Mensch im Abgrunde? Wer war dieser Jean Valjean, der über die Erziehung Cosettens wachte? Wer war diese Gestalt der Finsterniß, deren einzige Sorge darin bestand, das Aufgehen eines Gestirnes vor jedem Schatten, vor jeder Wolke zu bewahren? Da lag das Geheimniß Jean Valjeans, da lag auch das Geheimniß Cosettens. Vor diesem doppelten Geheimniß wich Marius zurück. Das eine beruhigte ihm in gewisser Beziehung über das andere. Gott war bei diesem Abenteuer ebenso sichtbar wie Jean Valjean. Gott hat seine Werkzeuge. Er bedient sich des Geräthes, das er will. Er ist dem Menschen gegenüber nicht verantwortlich. Jean Valjean war das Werkzeug für die Bildung Cosettens gewesen. Das Werkzeug war entsetzlich; aber das Werk war bewunderenswerth. Gott bewirkt seine Wunder, wie es ihm gut dünkt. Er hatte diese reizende Cosette gebildet und sich dazu Jean Valjeans bedient.

Marius ertheilte sich selbst diese Antworten und fand sie gut. Ueber alle die Punkte, welche wir so eben andeuteten, hatte er es nicht gewagt, in Jean Valjean zu dringen, ohne sich selbst zu gestehen, daß er es nicht wagte. Er betete Cosette an. Er besaß Cosette, Cosette war glänzend rein. Das genügte ihm. Welcher Aufklärung bedurfte er noch? Cosette selbst war ein Licht. Bedarf das Licht der Beleuchtung? Er hatte Alles, was konnte er noch wünschen? Alles, war das nicht genug? Die persönlichen Angelegenheiten Jean Valjeans kümmerten ihn nicht. Indem er sich über den geheimnißvollen Schatten dieses Menschen beugte, klammerte er sich an die feierliche Erklärung dieses Elenden an: i c h b i n n i c h t s f ü r C o s e t t e. V o r z e h n J a h r e n w u ß t e i c h n o c h n i c h t, d a ß s i e l e b t e.

Jean Valjean war ein Vorübergehender. Er hatte dies selbst gesagt. Nun wohl, seine Rolle war beendet, wer er

auch sein mochte. Jetzt kam es Marius zu, für Cosette die Vorsehung zu sein. Cosette hatte in dem Blau des Himmels ihres Gleichen gefunden, ihren Geliebten, ihren Gatten. Indem Cosette geflügelt und verwandelt emporschwebte, ließ sie hinter sich auf dem Boden leer und häßlich ihre Puppe Jean Valjean.

In welchem Kreise von Gedanken Marius sich auch bewegen mochte, kehrte er doch stets zu einem gewissen Abscheu gegen Jean Valjean zurück. Der Abscheu hatte vielleicht etwas Heiliges, denn wie wir es andeuteten, fühlte er etwas Göttliches in diesem Menschen. Aber was er auch that, welche Milderung er auch suchen wollte, kam er doch immer wieder auf den Gedanken: er war ein Galeerenzüchtling! Das heißt, Einer der Geschöpfe, welche auf der menschlichen Stufenleiter nicht einmal einen Platz haben, da sie unter der letzten Sprosse stehen. Nach dem Niedrigsten der Menschen kommen die Galeerenzüchtlinge. Der Züchtling ist so zu sagen, nicht mehr ein Nebenmensch der Lebenden. Das Gesetz hat ihm die ganze Quantität Menschheit geraubt, die es einem Menschen zu nehmen vermag. Marius war in Beziehung auf die Frage des Strafcodex, obgleich Demokrat, noch bei dem unerbittlichen System stehen geblieben und hatte von Denen, welche das Gesetz traf, die ganzen Begriffe des Gesetzes. Er hatte, sagen wir es offen, noch nicht den ganzen Fortschritt vollbracht. Er vermochte es noch nicht zu unterscheiden, was der Mensch und was Gott geschrieben hat. Er konnte keinen Unterschied zwischen dem Gesetz und dem Rechte machen. Er hatte das Recht nicht geprüft und abgewogen, das der Mensch sich zueignet, über das Unwiderrufliche und nicht wieder gut zu machende zu verfügen. Er war noch nicht über das Wort vindicte hinausgekommen. Er fand es ganz einfach, daß gewisse Verletzungen des geschriebenen Gesetzes durch ewig dauernde Strafen verfolgt wurden, und er nahm als einen Fortschritt der Civilisation

die gesellschaftliche Verurtheilung an. Auf diesem Punkte stand er noch, um später unfehlbar, da er von Natur gut war und ganz dem langsamen Fortschritte zugethan, weiter zu kommen.

Inmitten solcher Begriffe erschien Jean Valjean ihm mißgestaltet und abstoßend. Er war der Verworfene. Er war der Züchtling. Dieses Wort glich für ihn dem Posaunenstoß des jüngsten Gerichts, und nachdem er längere Zeit Jean Valjean betrachtet hatte, war seine letzte Regung, den Kopf von ihm abzuwenden. Vade retro. — Weiche zurück.

Marius hatte, wie wir dies erkennen und worauf wir sogar bestehen müssen, während er Jean Valjean befragte, als dieser ihm sagte: Sie hören meinen Bericht, dennoch zwei oder drei entscheidende Fragen nicht an ihn gerichtet. Nicht etwa, daß sie sich seinem Geiste nicht geboten hätten, aber sie flößten ihm Furcht ein. Die Dachkammer Jondrette's? Die Barrikade Javert? Wer weiß, bis wohin die Enthüllungen geführt hätten. Jean Valjean schien nicht der Mann zu sein, zurückzuweichen, und wer weiß, ob Marius, nachdem er ihn vorwärts getrieben, nicht gewünscht haben würde, ihn zurückzuhalten? Ist es nicht uns Allen schon in gewissen außerordentlichen Lagen geschehen, daß wir, nachdem wir eine Frage gethan hatten, uns die Ohren hätten zuhalten mögen, um die Antwort nicht zu hören? Besonders wenn man liebt, begeht man solche Feigheiten. Es ist nicht weise, finstere Lagen bis auf das Aeußerste zu erforschen, besonders wenn unser eigenes Leben dabei auf eine verhängnißvolle Weise betheiligt ist. Aus den verzweiflungsvollen Aeußerungen Jean Valjean's konnte irgend ein entsetzliches Licht entspringen, und wer weiß, ob diese fürchterliche Klarheit nicht bis auf Cosette zurückfiel; wer weiß, ob nicht eine Art höllischen Schimmers auf der Stirn dieses Engels ruhen geblieben wäre? Mit oder ohne Grund fürch-

tete Marius sich also doch vor diesen Offenbarungen. Er wußte schon zu viel. Er suchte mehr sich zu betäuben, als aufzuklären. Außer sich trug er Cosette auf seinen Armen fort und schloß die Augen über Jean Valjean.

Dieser Mensch war die Nacht, die lebende und fürchterliche Nacht. Wie durfte er wagen, ihre Ergründung zu versuchen? Es ist etwas Schreckliches die Finsterniß zu befragen. Wer weiß, was sie antworten wird?

Bei dieser Gemüthsstimmung war es für Marius ein peinigender Gedanke, daß dieser Mensch künftig in irgend einer Beziehung zu Cosette stehen sollte. Diese entsetzlichen Fragen, vor denen er zurückgewichen war, nicht gethan zu haben, machte er sich jetzt beinahe zum Vorwurf. Er fand sich zu gut, zu sanft, zu schwach, diese Schwäche hatte ihn zu einem unbesonnenen Zugeständniß getrieben. Er hatte sich rühren lassen. Er beging dadurch ein Unrecht. Er hätte Jean Valjean kurz und einfach verwerfen sollen, Jean Valjean war eine Brandfackel und er hätte sein Haus von ihm befreien sollen. Er zürnte sich darüber, daß er es nicht gethan; er war unzufrieden mit sich selbst.

Was war jetzt zu thun? Die Besuche Jean Valjean's waren ihm im höchsten Grade zuwider. Wozu war dieser Mensch bei ihm etwas nütze? Was sollte er beginnen?

Das war es, worüber er sich betäubte; er wollte sich nicht selbst erforschen. Er hatte versprochen, Jean Valjean besaß sein Versprechen, und selbst einem Züchtling, besonders einem Züchtling, muß man sein Wort halten. Seine erste Pflicht indeß bezog sich auf Cosette. Alles in Allem entstand in ihm ein Widerwillen, der Alles beherrschte.

Marius regte alle diese Gedanken in seinem Geiste auf und wurde durch alle aufgeregt. Daraus entsprang peinliche Unruhe, diese vor Cosette zu verbergen, wurde ihn nicht leicht. Aber die Liebe ist ein Talent und es gelang Marius.

Uebrigens richtete er ohne augenscheinlichen Zweck Fragen an Cosette, die unschuldig und weiß wie eine Taube nichts ahnte, er sprach mit ihr von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, und überzeugte sich mehr und mehr, daß Alles, was ein Mensch Gutes, Natürliches und Achtungswerthes haben kann, dieser Galeerenzüchtling für Cosette gehabt hatte.

Alles, was Marius vermuthet und angenommen hatte, war wirklich.

Diese finstere Nessel hatte diese Lilie geliebt und beschützt.

Jean Valjean.

Achtes Buch.

Abnahme der Dämmerung.

I.

Das untere Zimmer.

Am nächsten Tage mit Anbruch der Dunkelheit klopfte Jean Valjean an den Thorweg des Hauses Gillenormand. Es war Basque, der ihn empfing. Basque befand sich zu bestimmter Zeit auf dem Hofe, als ob er Befehl empfangen gehabt hätte. Es geschieht zuweilen, daß man zu einem Bedienten sagt: Du paßt auf den oder den Herrn auf, wenn er kommt.

Ohne zu erwarten, daß Jean Valjean ihn anredete, nahm Basque das Wort:

„Der Herr Baron hat mich beauftragt, den Herrn zu fragen, ob er hinauf zugehen oder unten zu bleiben wünscht.“

„Unten zu bleiben,“ erwiderte Jean Valjean.

Basque, welcher übrigens vollkommen ehrerbietig war, öffnete die Thür des unteren Zimmers und sagte: „ich werde die gnädige Frau benachrichtigen.“

Das Zimmer, in welches Jean Valjean eintrat, war ein gewölbtes und feuchtes Gemach, welches zuweilen als Vorrathskammer diente, nach der Straße hinausging und durch ein mit einem Gitter verwahrtes Fenster nur mangelhaft beleuchtet wurde.

Dies Zimmer gehörte nicht zu denen, welche der Staubbesen, die Kehrschaufel, und der Besen belästigte. Der Staub wurde hier in Ruhe gelassen. Die Verfolgung der Spinnen war nicht organisirt. Eine schöne Leinewand, weit aufgehangen, schwarz und mit todten Fliegen geschmückt, hing vor einer der Scheiben des Fensters. Das Gemach, klein und niedrig, war möblirt mit einem Haufen leerer Flaschen, die im Winkel lagen, die Mauer gelb angestrichen, war hier und dort der Wandbekleidung beraubt. Im Hintergrund befand sich ein Kamin, in welchem ein Feuer brannte, was bewies, daß man auf Jean Valjean's Antwort gezählt hatte: unten bleiben.

Zwei Armsessel standen zu beiden Seiten des Kamins. Zwischen den Armsesseln lag als Teppich eine alte Bettdecke, die mehr Faden als Wolle zeigte.

Das Zimmer hatte zur Erleuchtung das Feuer des Kamins und die Dämmerung des Fensters.

Jean Valjean war ermüdet. Seit mehreren Tagen aß und schlief er nicht. Er ließ sich auf einen der Armsessel niedersinken.

Basque kehrte zurück, stellte auf den Kamin ein brennendes Licht und entfernte sich wieder.

Jean Valjean, dessen Kopf auf die Brust herabgesunken war, bemerkte weder Basque, noch das Licht. Plötzlich fuhr er in die Höhe. Cosette stand hinter ihm.

Er hatte sie nicht eintreten sehen, aber er hatte es gefühlt, daß sie eintrat.

Er wandte sich um. Er betrachtete sie. Sie war bewunderungswürdig schön. Allein was er mit den tiefen Blicken betrachtete, das war nicht die Schönheit, das war die Seele.

„Nun, Vater!“ rief Cosette, „ich wußte wohl, daß Du Deine Sonderbarkeiten hast, aber nimmermehr wäre ich auf diese gefaßt gewesen! Ist das ein Einfall. Marius

sagte mir, Du bist es, der es will, daß ich Dich hier empfangen soll."

„Ja, ich bin es."

„Ich war auf die Antwort gefaßt. Gut. Ich sage Dir, daß ich Dir eine Scene machen werde. Fangen wir mit dem Anfang an. Vater, umarme mich."

Und sie reichte ihm die Wange.

Jean Valjean blieb regungslos.

„Du rührst Dich nicht? Ich constatire die Haltung eines Strafbaren. Doch gleichviel. Ich verzeihe Dir. Jesus Christus hat gesagt: Biete die andere Wange. Hier ist sie.

Und sie reichte ihm ihre andere Wange.

Jean Valjean rührte sich nicht. Es schien, als wären seine Füße an dem Boden festgenagelt.

„Das wird ernsthaft," sagte Cosette. „Was habe ich Dir gethan? Ich erkläre mich verletzt. Du bist mir Genugthuung schuldig. Du wirst mit uns essen."

„Ich habe schon gegessen."

„Das ist nicht wahr. Ich werde Dich durch Herrn Gillenormand auszanken lassen, die Großväter sind dazu gemacht, die Väter zu schelten. Vorwärts. Komm mit mir hinauf in den Salon. Sogleich."

„Unmöglich."

Cosette verlor hier etwas Boden. Sie hörte auf zu befehlen und ging zu Fragen über.

„Aber weshalb? Und Du wählst, mich zu sehen, das häßlichste Gemach des ganzen Hauses. Es ist hier abscheulich."

„Du weißt —"

Jean Valjean unterbrach sich.

„Sie wissen, gnädige Frau, daß ich eigenthümlich bin und meine Einfälle habe."

Cosette klatschte in ihre kleinen Hände.

„Gnädige Frau! — Sie wissen! — Das ist wieder etwas Neues. Was soll denn das heißen?“

Jean Valjean richtete auf sie jenes herzzerreißende Lächeln, zu dem er zuweilen seine Zuflucht nahm.

„Sie haben gnädige Frau sein wollen. Sie sind es.“

„Nicht für Dich, Vater.“

„Nennen Sie mich nicht mehr Vater.“

„Wie?“

„Nennen Sie mich Herr Jean. Jean kurzweg, wenn Sie wollen.“

„Sie sind nicht mehr Vater? Ich bin nicht mehr Cosette? Herr Jean? Was bedeutet denn das? Aber das ist eine Revolution! Was ist denn geschehen? Sehen Sie mir doch ein wenig in das Gesicht? Und Sie wollen nicht bei uns bleiben. Sie wollen mein Zimmer nicht haben? Was habe ich denn gethan? Es giebt also irgend Etwas?“

„Nichts.“

„Was denn aber?“

„Alles ist wie gewöhnlich?“

„Weshalb ändern Sie Ihren Namen?“

„Sie haben ja auch den Ihrigen geändert?“

Er lächelte wieder auf dieselbe Weise und fügte hinzu: „Da sie Frau von Pontmercy sind, kann ich wohl Herr Jean sein.“

„Ich begreife davon nichts. Das Alles ist einfältig. Ich werde von meinem Manne die Erlaubniß verlangen, daß Sie Herr Jean sind. Ich hoffe, er wird nicht einwilligen. Sie bereiten mir viel Schmerz. Man hat wohl Einfälle, aber man macht seiner kleinen Cosette keinen Kummer. Das ist schlecht. Sie haben nicht das Recht, boshaft zu sein, Sie, der Sie so gut sind.“

Er antwortete nicht.

Sie ergriff lebhaft seine beiden Hände und mit einer

unwiderstehlichen Bewegung erhob sie sie zu ihrem Gesicht und preßte sie unter dem Kinn an den Hals, als Bewegung der höchsten Zärtlichkeit.

„Ach," sagte sie, „sei gut."

Und sie fuhr fort.

„Höre, was ich gut sein nenne. Freundlich sein, hier wohnen; es giebt hier Vögel wie in der Rue Plumet, bei uns leben, das Loch in der Rue de l'Homme Armé verlassen, und keine Räthsel zu lösen aufgeben, wie Allewelt sein, mit uns essen, mit uns frühstücken, mein Vater sein."

Er machte seine Hände los.

„Sie bedürfen keines Vaters mehr. Sie haben einen Gatten."

Cosette ereiferte sich.

„Ich bedarf keines Vaters mehr! Bei solchen Dingen, die keine Stunde und Menschenverstand haben, weiß man wirklich nicht, was man sagen soll!"

„Wenn die Toussaint hier wäre," entgegnete Jean Valjean, „wie Jemand, der nach irgend einem Grunde sucht und jeden Zweig erfaßt, so würde sie die Erste sein, einzugestehen, daß ich immer wirklich mein eigenes Wesen gehabt habe. Es liegt darin nichts Neues. Ich habe immer meine finstern Winkel geliebt."

„Aber es ist hier kalt. Man sieht hier nicht hell. Es ist abscheulich, Herr Jean sein zu wollen. Ich will nicht, daß Du Sie zu mir sagst."

„So eben als ich hierher kam," erwiderte Jean Valjean, „sah ich in der Rue Saint Louis bei einem Tischler ein Möbel stehen. Wenn ich eine hübsche Frau wäre, würde ich mir dies Möbel verschaffen. Eine sehr schöne Toilette nach jetziger Mode. Das was sie Rosenholz nennen, glaube ich. Es war eingelegt. Ein ziemlich großer Spiegel. Es sind Fächer darin. Es war sehr hübsch."

„Hu! der häßliche Bär!“ erwiderte Cosette.

Und mit der lieblichsten Art biß sie die Zähne aufeinander, zog die Lippen zurück und blies gegen Jean Valjean. Das war die Anmuth, welche einer Katze nachahmte.

„Ich bin wüthend,“ fuhr sie fort. „Seit gestern machst Du, daß ich ganz toll bin. Ich bin ärgerlich. Ich begreife nichts. Du vertheidigest mich nicht gegen Marius. Marius unterstützt mich nicht gegen Dich. Ich stehe ganz allein. Ich richte ein Zimmer recht hübsch ein. Wenn ich den guten Gott hätte hineinbringen können, so hätte ich es gethan. Man läßt mir mein Zimmer auf dem Halse. Mein Miethsmann macht mich bankerott. Ich bestelle bei Nikolette ein gutes kleines Mittagsessen. Man will nichts von Ihrem Essen wissen, Madame. Und mein Vater Fauchelevent will, daß ich ihn Herr Jean nennen soll, daß ich ihn in einem abscheulichen alten häßlichen feuchten Keller empfange, wo die Mauern einen Bart haben und wo leere Flaschen die Krystalle bilden und Spinneweben die Fenstervorhänge. Du bist sonderbar, das gebe ich zu; das ist Deine Art so. Allein man gewährt Leuten, die sich verheirathen, einen Waffenstillstand. Du hättest nicht sogleich wieder sonderbar werden sollen. Du wirst also sehr zufrieden in Deiner abscheulichen Rue de l'Homme Armé sein? Ich bin dort in Verzweiflung gewesen! Was hast Du denn gegen mich? Du bereitest mir viele Leiden. Pfui!“

Und plötzlich ernst werdend, sah sie Jean Valjean fest an und fügte hinzu: „Du zürnst mir also darüber, daß ich glücklich bin?“

Die Unbefangenheit dringt unbewußt zuweilen tief ein. Diese Frage, ganz einfach für Cosette, war tief bedeutend für Jean Valjean. Cosette wollte ritzen; sie zerriß.

Jean Valjean erblaßte. Er blieb einen Augenblick, ohne

zu antworten. Dann sagte er mit einem unaussprechlichen Klange und indem er zu sich selbst sprach:

„Dein Glück! das war das Ziel meines Lebens. Jetzt kann Gott meinen Austritt unterzeichnen. Cosette, Du bist glücklich; meine Zeit ist zu Ende.“

„Ach, Du hast wieder Du gesagt!“ rief Cosette.

Und sie fiel ihm um den Hals.

Jean Valjean drückte sie außer sich und wie verwirrt an die Brust. Es schien ihm fast, als gewönne er sie wieder.

„Ich danke, Vater,“ sagte Cosette.

Das Entzücken wurde schmerzhaft für Jean Valjean. Er bog sanft Cosettens Arm zurück und nahm seinen Hut.

„Nun?“ sagte Cosette.

Jean Valjean entgegnete:

„Ich verlasse Sie, gnädige Frau. Man erwartet Sie.“

Und auf der Schwelle der Thür fügte er hinzu: „Ich habe Du zu Ihnen gesagt. Sagen Sie Ihrem Manne, daß mir das nicht wieder begegnen sollte. Verzeihen Sie mir.“

Jean Valjean ging und ließ Cosette ganz betäubt durch dieses räthselhafte Lebewohl zurück.

II.

Weitere Schritte rückwärts.

Am nächsten Tage zu derselben Stunde kam Jean Valjean wieder. Cosette richtete keine Fragen an ihn, wunderte sich nicht mehr, rief nicht mehr, daß sie fröre, sprach nicht mehr von dem Salon; sie vermied es, Vater oder Herr Jean zu sagen, überhaupt ihn direkt anzureden. Sie ließ sich Sie nennen. Sie ließ sich gnädige Frau nennen. Nur hatte ihre Freude sich vermindert. Sie würde traurig gewesen sein, wäre Trauer ihr möglich gewesen.

Wahrscheinlich hatte sie mit Marius eine jener Unterhaltungen gehabt, bei denen der Geliebte ihr sagt, was er will, nichts erklärt und doch die geliebte Frau befriedigt. Die Neugier der Liebenden geht nicht sehr weit über ihre Liebe hinaus.

Das untere Zimmer hatte ein wenig Toilette gemacht. Basque hatte die Flaschen und Nikolette die Spinneweben fortgeschafft.

Alle Tage, welche folgten, führten Jean Valjean zu derselben Stunde zurück. Er kam täglich; denn er hatte nicht die Kraft, die Worte Marius' anders als buchstäblich zu nehmen. Marius wußte es so einzurichten, daß er zu den Stunden, wo Jean Valjean kam, abwesend war. Das Haus gewöhnte sich an das neue Wesen des Herrn Fauchelevent. Die Toussaint half dabei. Der Herr ist immer so gewesen, wiederholte sie. Der Großvater that den Ausspruch: er ist ein Original! Damit war Alles gesagt. Uebrigens ist mit neunzig Jahren kein vertrauter Umgang

mehr möglich; ein neu Angekommener ist im Wege. Es giebt für ihn keinen Platz. Alle Gewohnheiten sind angenommen. Der Großvater verlangte nichts weiter, als des Fauchelevent oder Tranchelevent entledigt zu sein. Er fügte hinzu: nichts ist gemeiner als diese Originale. Sie lieben alle Arten von Verschrobenheiten. Beweggründe giebt es für sie nicht. Der Marquis von Canaples war noch schlimmer. Er kaufte einen Palast, um auf dem Boden zu wohnen. Diese Leute haben etwas Phantastisches.

Niemand bemerkte das Finstere, was unter diesem Wesen lag. Wer hätte auch übrigens so etwas errathen können.

Mehrere Wochen verflossen so. Ein neues Leben bemächtigte sich nach und nach Cosettens; die Verbindungen, welche die Heirath herbeigeführt, die Besuche, die Sorgen des Hauswesens, die Vergnügungen Cosettens waren nicht kostspielig. Sie bestanden in einem einzigen: Bei Marius zu sein, mit ihm auszugehen, mit ihm zu Hause zu bleiben, das war die große Beschäftigung ihres Lebens. Es war für sie eine stets neue Freude, Arm in Arm auszugehen, im Angesicht der Sonne, auf offener Straße, ohne sich zu verbergen, vor aller Welt, sie Beide ganz allein. Cosette hatte einen Verdruß: Die Toussaint konnte sich nicht mit Nikolette vertragen. Die Verständigung zwischen zwei alten Mädchen ist unmöglich; sie ging.

Der Großvater befand sich wohl. Marius führte dann und wann einige Prozesse; die Tante Gillenormand lebte friedlich in der neuen Wirthschaft ihr unbedeutendes Leben, das ihr genügte. Jean Valjean kam täglich.

Das verschwundene Du, das Sie, die gnädige Frau, der Herr Jean, das Alles veränderte ihn für Cosette. Die Sorge, die er selbst getroffen hatte, sie von sich loszureißen, gelang ihm. Sie wurde mehr und mehr lustig und weniger und weniger zärtlich. Gleichwohl liebte sie ihn noch immer

sehr und er fühlte dies. Eines Tages sagte sie plötzlich zu ihm: „Sie waren mein Vater; Sie sind nicht mehr mein Vater. Sie waren mein Onkel und sind nicht mehr mein Onkel; Sie waren Herr Fauchelevent und sind jetzt Jean. Wer sind Sie denn? Ich liebe das Alles nicht. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie so gut sind, so würde ich mich vor Ihnen fürchten." Er wohnte noch immer in der Rue de l'Homme Armé. Er konnte sich nicht entschließen, das Stadtviertel zu verlassen, in welchem Cosette wohnte.

In der ersten Zeit blieb er bei Cosette nur einige Minuten und ging dann wieder.

Allmählig nahm er die Gewohnheit an, sie minder kurz zu machen. Man hätte glauben können, er benutzte die Vollmacht der länger werdenden Tage. Er kam früher und ging später.

Eines Tages widerfuhr es Cosette, daß sie zu ihm sagte: Vater. Ein Blitz der Freude erleuchtete das alte finstere Gesicht Jean Valjeans. Er verbesserte sie: „Sagen Sie Jean."

„Ach, es ist wahr," erwiederte sie mit lautem Gelächter, „Herr Jean!"

„So ist es gut," sagte er.

Und er wendete sich um, damit sie nicht sehen sollte, daß er sich die Augen trocknete.

III.

Sie erinnern sich des Gartens der Rue Plumet.

Dies war das letzte Mal. Nach diesem letzten hellen Strahle entstand vollkommene Finsterniß. Keine Vertraulichkeit mehr. Kein „Guten Tag" mit einem Kusse; nie mehr das unendlich süße Wort „mein Vater!" Er wurde auf sein eigenes Verlangen und durch seine eigene Mitschuld nach und nach aus all' dem Glücke vertrieben. Er empfand das Elend, daß, nachdem er Cosette an einem einzigen Tage ganz verloren hatte, er sie nun auch noch nach und nach verlieren müßte.

Das Auge gewöhnt sich endlich an die Dunkelheit des Kellers. Es genügte Jean Valjean, täglich den Anblick Cosettens zu haben. Sein ganzes Leben beschränkte sich auf diese Stunde. Er setzte sich an ihre Seite, betrachtete sie schweigend, er sprach mit ihr von vergangenen Jahren, von ihrer Kindheit, von dem Kloster, von ihren damaligen kleinen Freundinnen.

Es war an einem der ersten Tage des April, schön, warm, doch noch frisch. Die Gärten, welche die Fenster von Marius' und Cosetten's Zimmer umgaben, verriethen das Erwachen. Der Weißdorn war der Blüthe nahe; ein Schmuck von Nachtviolen breitete sich an den alten Mauern aus; kleine Moosblüthen blickten aus den Rissen der Steine hervor; in dem Grase bemerkte man einen reizenden Anfang von Gänseblümchen und gelben Köpfen. Die weißen Schmetterlinge hatten ihr erstes Auftreten. Der Wind, dieser Gehülfe der ewigen Befruchtung, versuchte in

den Bäumen die ersten Noten der großen Symphonie, welche die alten Dichter das Wiedererwachen des Lebens nannten.

An einem solchen Nachmittag sagte Marius zu Cosette: „Wir sagten, daß wir unseren Garten der Rue Plumet wieder sehen wollten. Laß uns hingehen. Man muß nicht undankbar sein.“ Und sie flogen davon, wie zwei Schwalben dem Frühling entgegen. Der Garten der Rue Plumet machte auf sie den Eindruck der Morgenröthe. Sie hatten in dem Leben schon Etwas hinter sich, was wie der Frühling der Liebe war. Das Haus der Rue Plumet, welches für längere Zeit gemiethet war, gehörte Cosette noch. Sie gingen nach jenem Garten und nach jenem Hause. Sie vergaßen sich dort. Am Abend zu der gewöhnlichen Stunde kam Jean Valjean nach der Rue des Filles du Calvaire.

„Die gnädige Frau ist mit dem Herrn ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt,“ sagte Basque.

Er setzte sich schweigend und wartete eine Stunde.

Cosette kam nicht nach Hause. Er senkte den Kopf und ging.

Cosette war entzückt durch den Spaziergang in „ihrem Garten“ und so erfreut darüber, einen ganzen Tag in ihrer Vergangenheit gelebt zu haben, daß sie am nächsten Tage von nichts Anderem sprach. Sie hatte nicht einmal bemerkt, daß sie Jean Valjean nicht sah.

„Auf welche Weise sind Sie hingekommen?“ fragte Jean Valjean.

„Zu Fuß.“

„Und wie kehrten Sie zurück?“

„Im Fiaker.“

Seit einiger Zeit bemerkte Jean Valjean das zurückgezogene Leben, welches das junge Paar führte. Er wurde dadurch belästigt. Marius' Sparsamkeit war streng, und das Wort hatte für Jean Valjean einen bestimmten Sinn. Er wagte eine Frage:

„Weshalb haben Sie keine eigene Equipage? Ein hübsches Coupé würde Sie nicht mehr als fünfhundert Francs monatlich kosten. Sie sind reich.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Cosette.

„Das ist wie mit der Toussaint,“ erwiederte Jean Valjean. „Sie ist fort. Weshalb haben Sie keine Andere an ihre Stelle genommen?“

„Nikolette reicht hin.“

„Aber Sie bedürfen für sich einer Kammerfrau.“

„Habe ich nicht Marius?“

„Sie sollten ein eigenes Haus für sich haben, eigene Dienstboten, eine eigene Equipage, eine Loge im Theater. Es giebt nichts zu Schönes für Sie. Weshalb wollen Sie keinen Vortheil daraus ziehen, daß Sie reich sind? Der Reichthum erhöht das Glück.“

Cosette antwortete nicht.

Die Besuche Jean Valjean's wurden nicht kürzer. Weit entfernt. Wenn es das Herz ist, welches ausgleitet, hält man sich nicht auf dem Abhange.

Wenn Jean Valjean seine Besuche verlängern und die Stunde vergessen machen wollte, lobte er Marius; er fand ihn schön, edel, muthig, geistreich, beredt, gut. Cosette überbot ihn. Jean Valjean fing von vorn an. Man wurde nicht fertig. Marius, das Wort war unerschöpflich; es lagen ganze Bände in diesen sechs Buchstaben. Auf solche Weise gelang es Jean Valjean, lange zu bleiben. Cosette zu sehen, an ihrer Seite zu vergessen, das war so süß! Das war der Verband seiner Wunde. Es geschah mehrmals, daß Basque wiederholt kam, um zu sagen: „Herr Gillenormand schickt mich, um der Frau Baronin zu melden, daß das Essen aufgetragen ist.“

An solchen Tagen kehrte Jean Valjean sehr nachdenklich nach Hause zurück.

Es lag also etwas Wahres in dem Vergleich mit der

Puppe, welcher sich dem Geiste Marius geboten hatte? Sollte Jean Valjean in der That eine Puppe sein, die hartnäckig dabei blieb, ihrem Schmetterlinge Besuche zu machen?

Einen Tag blieb er noch länger als gewöhnlich. Am nächsten Tag bemerkte er, daß kein Feuer in dem Kamin war. — Ei, dachte er, kein Feuer? — Er gab sich selbst die Erklärung: „Das ist ganz einfach. Wir sind im April. Die Kälte hat aufgehört."

„Gott, wie kalt es hier ist!" schrie Cosette, als sie eintrat.

„O nein," entgegnete Jean Valjean.

„Sie haben also Basque gesagt, daß er kein Feuer machen sollte?"

„Ja. Wir haben bald Mai."

„Aber man macht Feuer bis zum Monat Juni. In diesem Keller hier muß man das ganze Jahr heizen."

„Ich glauble, das Feuer sei nutzlos."

„Das ist wieder einer Ihrer Einfälle!" entgegnete Cosette.

Den Tag darauf brannte wieder Feuer. Allein die beiden Armsessel standen am andern Ende des Gemaches, neben der Thür. „Was soll das heißen?" dachte Jean Valjean.

Er holte die Armsessel und stellte sie an ihrem gewöhnlichen Platz neben dem Kamin.

Das wiederangezündete Feuer ermuthigte ihn indeß. Er ließ das Geplauder noch länger dauern als gewöhnlich. Als er aufstand, um zu gehen, sagte Cosette zu ihm:

„Mein Mann hat mir gestern etwas Komisches gesagt."

„Was denn?"

„Er sagte mir: Cosette, wir haben 30,000 Livres Renten. Siebenundzwanzig, die Du hast, und drei, die mir mein Großvater giebt. Ich antwortete: Das macht dreißig. Er fuhr fort: Würdest Du wohl den Muth haben, mit den

Dreitausend zu leben? Ich antwortete: Ja, mit Nichts, vorausgesetzt, daß es mit Dir sei. Und dann fragte ich: Weshalb sagst Du mir das? Er antwortete: Um es zu wissen."

Jean Valjean fand kein Wort. Cosette erwartete wahrscheinlich von ihm irgend eine Erklärung; er sah sie mit dumpfem Schweigen an. Er kehrte in die Rue de l'Homme Armé zurück. Er war so tief in Gedanken versunken, daß er sich in der Thür irrte und statt in sein Haus, in das benachbarte trat. Erst nachdem er beinahe zwei Stockwerke hinauf gegangen, bemerkte er seinen Irrthum und ging wieder hinab. Sein Geist war durch Vermuthungen verwirrt. Offenbar hatte Marius Zweifel über den Ursprung dieser 600,000 Francs, fürchtete, daß sie aus einer unreinen Quelle kommen, wer weiß? Vielleicht hatte er sogar entdeckt, daß das Geld von ihm, Jean Valjean, herrührte, daß er vor diesem verdächtigen Vermögen zögernd stand, und daß es ihm widerstrebte, es als das seinige anzunehmen und lieber mit Cosetten arm bleiben, als einen verdächtigen Reichthum genießen wollte.

Außerdem fühlte Jean Valjean undeutlich, daß er verstoßen würde.

Am nächsten Tag hatte er, als er in das untere Gemach trat, eine Erschütterung. Die Armsessel waren verschwunden. Es stand nicht einmal ein Stuhl hier.

„Ei," rief Cosette, „indem sie eintrat, keinen Armsessel? Wo sind denn die Armstühle?"

„Sie sind nicht mehr hier!" antwortete Jean Valjean.

„Das ist stark!"

Jean Valjean antwortete:

„Ich habe Basque gesagt, daß er sie wegnehmen sollte."

„Und aus welchem Grunde?"

„Ich bleibe heute nur wenige Minuten."

„Kurze Zeit zu bleiben, ist kein Grund, um stehen zu bleiben.“

„Ich glaubte, daß Basque die Armsessel für den Salon bedürfe.“

„Weshalb?“

„Sie haben ohne Zweifel diesen Abend Gesellschaft.“

„Wir haben Niemand.“

Jean Valjean konnte kein Wort weiter sagen.

Cosette zuckte die Achseln.

„Die Stühle wegnehmen zu lassen! Neulich ließen Sie das Feuer auslöschen. Wie sonderbar Sie sind!“

„Leben Sie wohl,“ murmelte Jean Valjean.

Er sagte nicht: „leben Sie wohl, Cosette.“ Aber er hatte nicht die Kraft, zu sagen: „leben Sie wohl, gnädige Frau.“

Er ging niedergeschlagen fort.

Diesmal hatte er begriffen.

Am nächsten Tage kam er nicht. Cosette bemerkte dies erst am Abend.

„Ei,“ sagte sie, „Herr Jean ist heute nicht gekommen.“

Sie empfand ein leises Herzdrücken, aber sie bemerkte es kaum, da sie sogleich durch einen Kuß von Marius zerstreut wurde.

Den Tag darauf kam er wieder nicht.

Cosette achtete nicht darauf, verbrachte ihren Abend und schlief die Nacht wie gewöhnlich und dachte nur daran als sie aufwachte. Sie war so glücklich! Sie schickte schnell Nikolette zu Herrn Jean, um zu wissen, ob er krank sei, und weshalb er den Tag zuvor nicht gekommen wäre. Nikolette brachte die Antwort des Herrn Jean zurück. Er war nicht krank. Er war beschäftigt. Er würde bald kommen, sobald er könnte. Uebrigens würde er eine kleine Reise machen. Die gnädige Frau möchte sich erinnern, daß

es seine Gewohnheit wäre, von Zeit zu Zeit Reisen zu unternehmen. Man sollte nicht an ihn denken.

Als Nikolette zu Herrn Jean eintrat, hatte sie die eigenen Worte ihrer Herrin wiederholt. Daß Madame sie schicke, um zu erfahren, weshalb Herr Jean den Tag zuvor nicht gekommen wäre.

„Ich bin zwei Tage nicht gekommen," sagte Jean Valjean sanft. Allein die Bemerkung glitt an Nikolette ab, die Cosetten davon nichts berichtete.

IV.

Anziehung und Verlöschung.

Während der letzten Monate des Frühlings und den ersten Monaten des Sommers 1838 bemerkten die wenigen Vorübergehenden im Marais, die Kaufleute in den Gewölben, die Müßiggänger auf den Thürschwellen, einen reinlich in Schwarz gekleideten Greis, der täglich gegen dieselbe Stunde, mit Anbruch der Dunkelheit, die Rue de l'Homme Armé verließ und durch die Rue Culture Sainte Catherine nach der Rue Saint Louis ging.

Hier ging er mit langsamen Schritten, den Kopf vorgebeugt, nichts sehend, nichts hörend, die Augen unwandelbar auf einen und denselben Punkt gerichtet, der für ihn mit Sternen besäet zu sein schien und nichts Anderes war,

als die Ecke der Rue des Filles du Calvaire. Je mehr er sich dieser Straßenecke näherte, desto mehr klärte sein Auge sich auf, eine Art von Freude erleuchtete es, als ob eine innere Morgenröthe aufging; er sah bezaubert und gerührt aus, seine Lippen bewegten sich, als ob er mit Jemand spräche, den er nicht sehe, er lächelte und ging so langsam er konnte. Man mußte glauben, indem er an das Ziel zu gelangen wünschte, fürchte er doch den Augenblick, wo er es erreicht haben würde. Wenn nur noch wenige Häuser zwischen ihm und jener Straße lagen, die ihn anzuziehen schien, dann wurde sein Schritt so langsam, daß man zuweilen glauben konnte, er ginge gar nicht mehr. Das Beben seines Kopfes und die Starrheit seines Blickes erinnerten an die Magnetnadel, die den Pol sucht. Wie viel Zeit er auch verwendete, um an das Ziel zu gelangen, mußte dies doch endlich geschehen; er erreichte die Rue des Filles du Calvaire; dann blieb er stehen, zitterte, duckte den Kopf mit einer Art finstern Schüchternheit um die Ecke des letzten Hauses, blickte in die Straße hinein, und es lag in diesem trüben Blick etwas, das der Verblendung durch das Unmögliche und dem Widerschein eines geschlossenen Paradieses glich.

Eine Thräne, die sich allmählig in der Ecke seiner Augen angesammelt hatte und groß genug geworden war, um zu fallen, glitt dann über seine Wange und rann zuweilen in seinen Mund. Der Greis fühlte den bittern Geschmack. So blieb er einige Minuten stehen, als ob er aus Stein gehauen wäre; dann kehrte er auf demselben Weg und in demselben Schritte zurück, und, in dem Grade, wie er sich entfernte, erlosch sein Blick.

Nach und nach hörte dieser Greis auf, bis zu der Rue des Filles du Calvaire zu gehen; er blieb auf halbem Wege in der Rue Saint Louis stehen; bald ein wenig weiter, bald ein wenig näher. Eines Tages blieb er an

der Ecke der Rue Culture Sainte Catherine und sah von fern nach der Rue des Filles du Calvaire. Dann schüttelte er schweigend mit dem Kopf, als ob er sich irgend Etwas verweigerte und kehrte um.

Bald ging er selbst nicht mehr bis zu der Rue Saint Louis. Er ging bis zu der Rue Pavée, schüttelte den Kopf und kehrte um. So verkürzte er seinen Weg allmählig mehr und mehr. Man hätte glauben können, den Pendel einer Uhr zu sehen, die man nicht mehr aufzog und dessen Schwingungen kürzer wurden, um endlich ganz aufzuhören.

Täglich verließ er seine Wohnung zu derselben Stunde, trat denselben Weg an, aber er vollbrachte ihn nicht und, vielleicht ohne es selbst zu wissen, kürzte er ihn beständig. Sein ganzes Gesicht drückte den einzigen Gedanken aus: Wozu? Sein Auge war erloschen; es lag kein Freudestrahl mehr darin. Auch die Thräne war vertrocknet; sie sammelte sich nicht mehr in dem Winkel seiner Augenlider; das nachdenkende Auge war trocken. Der Kopf des Greises war beständig vorgebeugt; das Kinn zitterte zuweilen; die Runzeln seines magern Halses machten einen peinlichen Eindruck.

Zuweilen, wenn das Wetter schlecht war, trug er unter dem Arme einen Regenschirm, den er nicht öffnete. Die alten Weiber des Stadtviertels sagten: „Das ist ein Narr.“

Die Kinder folgten ihm lachend.

der Ecke der Rue Culture Sainte Catherine und sah von fern nach der Rue des Filles du Calvaire. Dann schüttelte er schweigend mit dem Kopf, als ob er sich irgend Etwas verweigerte und kehrte um.

Bald ging er selbst nicht mehr bis zu der Rue Saint Louis. Er ging bis zu der Rue Pavée, schüttelte den Kopf und kehrte um. So verkürzte er seinen Weg allmählig mehr und mehr. Man hätte glauben können, den Perpendikel einer Uhr zu sehen, die man nicht mehr aufzog und deren Schwingungen kürzer wurden, um endlich ganz aufzuhören.

Täglich verließ er seine Wohnung zu derselben Stunde, trat denselben Weg an, aber er vollbrachte ihn nicht und, vielleicht ohne es selbst zu wissen, kürzte er ihn beständig. Sein ganzes Gesicht drückte den einzigen Gedanken aus: Wozu? Sein Auge war erloschen; es lag kein Freudestrahl mehr darin. Auch die Thräne war vertrocknet; sie sammelte sich nicht mehr in dem Winkel seiner Augenlider; das nachdenkende Auge war trocken. Der Kopf des Greises war beständig vorgebeugt; das Kinn zitterte zuweilen; die Runzeln seines magern Halses machten einen peinlichen Eindruck.

Zuweilen, wenn das Wetter schlecht war, trug er unter dem Arme einen Regenschirm, den er nicht öffnete. Die alten Weiber des Stadtviertels sagten: „Das ist ein Narr.“

Die Kinder folgten ihm lachend.

Jean Valjean.

Neuntes Buch.

Aeußerste Dunkelheit, äußerste Morgenröthe.

I.

Mitleid für die Unglücklichen, aber Nachsicht für die Glücklichen.

Es ist etwas Fürchterliches glücklich zu sein! Wie befriedigt ist man dadurch! Wie sehr findet man, daß das genügt! Im Besitz des falschen Lebenszweckes, des Glückes, vergißt man des Wahren, vergißt man die Pflicht!

Wir müssen indeß sagen, daß man Unrecht haben würde, Marius anzuklagen.

Wir erklärten es, daß Marius vor seiner Heirath keine Frage an Herrn Fauchelevent richtete und, daß er seitdem es scheute, sie an Jean Valjean zu richten. Er bereute das Versprechen, zu dem er sich hatte hinreißen lassen. Er hatte sich vielmals gesagt, daß er ein Unrecht begangen, der Verzweiflung dieses Zugeständniß zu machen. Er hatte sich darauf beschränkt, allmählig Jean Valjean aus seinem Hause zu entfernen, um ihn so viel als möglich in dem Geiste Cosettens zu verwischen. Er hatte sich in einiger Beziehung stets zwischen Cosette und Jean Valjean gestellt, überzeugt, daß sie ihn auf diese Weise nicht mehr bemerken und nicht an ihn denken würde. Das war mehr als Verwischung, das war Verdunkelung.

Marius that, was er für nothwendig und gerecht hielt. Er glaubte, zur Entfernung Jean Valjean's, ohne Härte, aber auch ohne Schwäche, ernste Gründe zu haben, die man schon sah und andere, die man später sehen wird. Der Zufall ließ ihn bei einem Prozesse, den er führte, einen ehemaligen Commis des Hauses Lafitte finden. Er hatte, ohne sie zu suchen, geheimnißvolle Mittheilungen empfangen, die er freilich nicht zu ergründen vermochte, aus Achtung für das Geheimniß, welches er zu bewahren versprochen und aus Schonung für die gefährliche Lage Jean Valjean's. Er glaubte in diesem Augenblick eine ernste Pflicht erfüllen zu müssen: die Wiedererstattung der 600,000 Francs, an Jemand, den er so verschwiegen als möglich suchte. In Erwartung dessen enthielt er sich der Benutzung dieses Geldes.

Cosette war in keines dieser Geheimnisse eingeweiht; allein es wäre hart, auch sie zu verurtheilen.

Es bestand zwischen Marius und ihr ein allmächtiger Magnetismus, der sie aus Instinkt und beinahe maschinenmäßig Alles thun ließ, was Marius wünschte. Sie fühlte in Beziehung auf Herrn „Jean" einen Willen von Marius; sie fügte sich demselben. Ihr Mann hatte ihr Nichts zu sagen gehabt; sie erlitt den unbestimmten, aber kenntlichen Druck seiner schweigenden Absichten und gehorchte blind. Ihr Gehorsam bestand darin, sich an das nicht mehr zu erinnern, was Marius vergaß. Sie brauchte dazu keine Anstrengung zu machen. Ohne daß sie es selbst wußte weshalb, und ohne daß er deshalb anzuklagen gewesen wäre, war ihre Seele so ganz die ihres Mannes geworden, daß das, was die Gedanken von Marius verfinsterte, auch die ihrigen verdunkelte.

Gehen wir indeß nicht zu weit, in dem, was Jean Valjean betraf, waren dies Vergessen und dies Verwischen nur oberflächlich. Sie war eher betäubt, als vergeßlich. Im Grunde liebte sie den sehr, den sie so lange ihren Vater

genannt hatte. Aber sie liebte ihren Mann noch mehr. Das hatte die Wagschale ihres Herzens etwas gefälscht und nach einer Seite niedergedrückt.

Es geschah zuweilen, daß Cosette von Jean Valjean sprach und sich darüber wunderte. Dann beruhigte sie Marius: „Er ist abwesend, glaube ich, hat er nicht gesagt, daß er verreisen wollte?"

„Das ist wahr," dachte Cosette. „Er hatte die Gewohnheit, so zu verschwinden, aber nicht so lange." Zwei oder drei Mal schickte sie Nikolette nach der Rue de l'Homme Armé, sich erkundigen zu lassen, ob Herr Jean von seiner Reise zurückgekehrt wäre. Jean Valjean ließ antworten: „Nein."

Cosette fragte nicht weiter, denn sie hatte auf Erden nur ein Bedürfniß: Marius.

Wir müssen noch sagen, daß Marius und Cosette ihrerseits verreist gewesen waren. Sie waren nach Vernon gegangen. Marius hatte Cosette an das Grab seines Vaters geführt.

Marius hatte Cosette nach und nach Jean Valjean entzogen. Cosette ließ ihn gewähren.

Uebrigens ist das, was man viel zu hart in gewissen Fällen die Undankbarkeit der Kinder nennt, nicht immer so tadelnswerth, wie man es glaubt. Es ist die Undankbarkeit der Natur. Die Natur theilt die lebenden Wesen in Gehende und Kommende. Die Gehenden sind der Dunkelheit zugewendet, die Kommenden dem Lichte. Daher eine Entfernung, welche auf Seiten der Alten unangenehm ist, auf Seiten der Jugend aber unwillkührlich. Diese Entfernung, welche Anfangs unmerklich ist, steigert sich allmählig. Ohne sich von dem Stamme zu trennen, entfernen die Aeste sich von ihm, indem sie wachsen. Das ist nicht ihre Schuld. Die Jugend geht der Freude entgegen, den Festen, dem hellen Lichte, der Liebe. Das Alter nähert

sich seinem Ende. Man verliert sich aus dem Auge, aber es findet keine Umarmung mehr statt. Die jungen Leute empfinden die Abkühlung des Lebens, die Greise die Kälte des Grabes.

Klagen wir diese armen Kinder nicht an.

II.

Letztes Aufflackern der Lampe ohne Oel.

Eines Tages ging Jean Valjean seine Treppe herab, machte drei Schritte auf der Straße, setzte sich auf einen Eckstein, auf eben denselben, auf welchem Gavroche ihm in der Nacht vom 5. zum 6. Juni nachdenkend gefunden; hier blieb er einige Minuten und ging dann wieder hinauf. Es war der letzte Pendelschlag der Uhr. Am nächsten Tag ging er nicht aus. Am zweitnächsten verließ er sein Bett nicht.

Seine Thürhüterin, welche ihm seine geringe Mahlzeit bereitete, etwas Kohl oder einige Erdäpfel mit ein wenig Speck, sah auf den braunen, irdenen Teller und rief:

„Aber Sie haben ja gestern nicht gegessen, armer, alter Mann!"

„Doch!" erwiderte Jean Valjean.

„Der Teller ist ganz voll."

„Sehen Sie in den Wasserkrug. Er ist leer."

„Das beweist, daß Sie getrunken haben, aber nicht, daß Sie essen."

„Nun," entgegnete Jean Valjean, „wenn ich nur nach Wasser Hunger gehabt habe?"

„Das nennt man Durst, und wenn man nicht zu gleicher Zeit ißt, so nennt man das Fieber."

„Ich werde morgen essen."

„Oder am Dreifaltigkeitstage? Weshalb nicht heute. Sagt man etwa: Ich werde morgen essen! Meinen ganzen Teller voll zu lassen, ohne ihn zu berühren! Mein Essen war so gut!"

Jean Valjean ergriff die Hand der alten Frau.

„Ich verspreche Ihnen, es zu essen," sagte er mit leiser, wohlwollender Stimme.

„Ich bin mit Ihnen nicht zufrieden," sagte die Thürhüterin.

Jean Valjean sah kein anderes menschliches Geschöpf mehr, als diese gute Frau. Es giebt in Paris Straßen, in die Niemand geht, und Häuser, in welche Niemand kömmt. Er befand sich in einer dieser Straßen und in einem dieser Häuser.

In der Zeit, als er noch ausging, hatte er bei einem Kupferschmied für einige Sous ein kleines kupfernes Crucifix gekauft und dasselbe seinem Bette gegenüber an einen Nagel gehangen. Es ist stets gut, dieses Hochgericht anzusehen!

Eine Woche verfloß, ohne daß Jean Valjean einen Schritt in seinem Zimmer that. Er blieb stets zu Bette. Die Thürhüterin sagte zu ihrem Mann: „Der gute Mann dort oben steht nicht mehr auf, er ißt nicht mehr, er wird es nicht mehr lange machen. Der hat Kummer. Man wird es mir nicht aus dem Kopfe bringen, daß seine Tochter schlecht verheirathet ist."

Der Portier antwortete mit dem Ton ehelicher Oberherrlichkeit:

„Wenn er reich ist, nehme er einen Arzt. Wenn er

nicht reich ist, hat er keinen. Hat er keinen Arzt, so wird er sterben."

„Und wenn er einen hat?"

„Wird er sterben," entgegnete der Portier.

Die Thürhüterin kratzte mit einem alten Messer das Gras zwischen den Steinen hervor, die sie ihr Pflaster nannte und indem sie diese Arbeit verrichtete, brummte sie vor sich hin:

„Das ist schade. Ein Greis, der so reinlich ist! Er ist weiß wie ein Hühnchen."

Sie bemerkte am Ende der Straße einen Arzt des Stadtviertels, der vorüberging; sie nahm es auf sich, ihn zu bitten, hinauf zu gehen.

„Es ist im zweiten Stock," sagte sie. „Sie brauchen nur einzutreten. Da der gute Mensch sich nicht aus dem Bette rührt, steckt der Schlüssel beständig an der Thür."

Der Arzt sah Jean Valjean und sprach mit ihm.

Als er herabkam, rief die Thürhüterin ihn an:

„Nun, Doctor?"

„Ihr Kranker ist sehr krank."

„Was fehlt ihm denn?"

„Alles und Nichts. Es ist ein Mensch, der allem Anschein nach eine theure Person verloren hat. Man stirbt an dergleichen."

„Was hat er Ihnen gesagt?"

„Daß er sich wohl befände."

„Werden Sie wiederkommen, Doctor?"

„Ja," erwiderte der Doctor. „Aber ein Anderer, wie ich, muß auch wiederkommen."

III.

Eine Feder ist schwer für den, der den Karren Fauchelevents aufhob.

Eines Abends hatte Jean Valjean Mühe, sich auf seinen Ellenbogen zu stützen; er faßte seine Hände, er fühlte den Puls nicht; sein Athem war kurz und stockte zuweilen; er erkannte, daß er schwächer sei, als er es je gewesen. Ohne Zweifel unter dem Druck irgend eines entscheidenden Gedanken strengte er sich an, um sich in die Höhe zu richten und kleidete sich an. Er zog seinen alten Arbeiteranzug an. Da er nicht mehr ausging, war er zu demselben zurückgekehrt und zog ihn vor; er mußte sich mehrmals unterbrechen, indem er sich ankleidete; als er nur die Arme in die Jacke steckte, rann ihm der Schweiß von der Stirn.

Seitdem er allein war, hatte er sein Bett in das Vorgemach gestellt, um diese verödeten Zimmer so wenig als möglich zu bewohnen.

Er öffnete den Koffer und zog die Kleider Cosettens heraus.

Er breitete sie auf seinem Bette aus.

Die Armleuchter des Bischofs standen auf ihrem Platz, auf den Kaminsims. Er nahm aus einem Fache zwei Wachskerzen und steckte sie auf die Leuchter. Dann zündete er sie an, obgleich es noch heller Tag war, denn es war im Sommer. Man sieht so zuweilen angezündete Kerzen am hellen Tage in den Zimmern, in welchen Todte liegen.

Bei jedem Schritte, den er machte, indem er von einem

Möbel zum andern ging, fühlte er sich so erschöpft, daß er sich setzen mußte. Es war nicht die gewöhnliche Ermüdung, welche ihre Kräfte aufreibt, um sie zu erneuen; es waren die letzten möglichen Bewegungen; es war das erschöpfte Leben, welches tropfenweise unter der Anstrengung entflieht; die man nicht mehr erneuen kann.

Einer der Stühle, auf dem er sich niedersinken ließ, stand dem Spiegel gegenüber, der so verhängnißvoll für ihn, so vorsehungsvoll für Marius gewesen war, und wo er auf dem Löschblatte die verkehrte Schrift Cosettens gelesen hatte. Er sah sich in diesem Spiegel und erkannte sich nicht mehr. Er war achtzig Jahr alt; vor Marius Hochzeit hatte man ihm kaum fünfzig Jahre gegeben; dieses eine Jahr zählte für dreißig. Was er auf der Stirn hatte, war nicht mehr die Runzel des Alters, es war das geheimnißvolle Zeichen des Todes. Man fühlte hier den Eindruck des Unerbittlichen nagen. Seine Wangen hingen herab; die Haut seines Gesichts hatte jene Farbe, welche glauben machen könnte, es läge schon die Erde darüber; die beiden Winkel seines Mundes senkten sich, wie auf den Masken, welche die Alten auf ihre Gräber meißelten; er blickte in die Leere mit einem Ausdruck des Vorwurfs; man hätte glauben können, eines jener großen, tragischen Wesen zu erblicken, die sich über Jemand zu beklagen haben.

Er befand sich in jener Lage der letzten Stufe der Niedergeschlagenheit, wo der Schmerz, so zu sagen, geronnen ist; es breitete sich über die Seele etwas wie ein Alp der Verzweiflung.

Die Nacht war angebrochen. Er schleppte mühsam einen Tisch und den alten Armstuhl zu dem Kamin und legte auf den Tisch eine Feder, Tinte und Papier.

Als dies geschehen war, fiel er in Ohnmacht. Als er zum Bewußtsein zurückkehrte, fühlte er Durst. Da er

den Wasserkrug nicht aufheben konnte, bog er ihn mühsam gegen seinen Mund herab und trank einen Schluck.

Dann wendete er sich nach dem Bett, und sitzend, denn er konnte nicht stehen bleiben, betrachtete er das kleine schwarze Kleid und alle die theuren Gegenstände.

Diese Beschauungen währten Stunden, die Minuten zu sein schienen; plötzlich hatte er ein Frösteln, er fühlte, daß die Kälte ihn erfaßte; er stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch, den die Leuchter des Bischofs erhellten und nahm die Feder.

Da Feder und Tinte lange nicht benutzt worden waren, hatte der Schnabel der Feder sich umgebogen, die Tinte war eingetrocknet, und er mußte aufstehen und einige Tropfen Wasser in das Tintenfaß gießen, was er nicht zu vollbringen vermochte, ohne sich zwei oder drei Mal niederzusetzen. Er mußte mit dem Rücken der Feder schreiben. Von Zeit zu Zeit trocknete er sich die Stirn.

Seine Hand zitterte. Er schrieb langsam die wenigen folgenden Zeilen:

„Cosette, ich segne Dich. Ich will Dir Alles erklären. Dein Mann hat Recht gehabt, daß er mir zu verstehen gab, ich müßte gehen. Gleichwohl liegt ein wenig Irrthum in dem, was er geglaubt hat, aber er hatte recht. Er ist vortrefflich. Liebe ihn stets recht sehr, wenn ich todt sein werde. Herr Pontmercy, lieben Sie immer mein vielgeliebtes Kind. Cosette, man wird hier dies Papier finden; hier, was ich Dir sagen will; Du wirst die Zahlen sehen, wenn ich die Kraft habe, sie mir zurückzurufen. Höre wohl auf: Dieses Geld ist ganz gewiß Dein. Hier die Sache: Das weiße Schmelzglas kommt von Norwegen, das schwarze von England. Das schwarze Glaswerk kommt aus Deutschland, der Schmelz ist leichter, werthvoller, theurer. Man kann davon in Frankreich Nachahmungen machen, wie in Deutschland. Man braucht einen kleinen Ambos von zwei

Quadratzoll und eine Lampe mit Weingeist, um Schmelzglas zu erweichen. Der Schmelz wurde ehedem mit Holz und Ruß gemacht und kostete vier Francs das Pfund. Ich bin auf den Gedanken gekommen, ihn mit Lackgummi und Terpentin zu machen. Er kostet dann nur noch dreißig Sous und ist viel besser. Die Schnallen werden mit einem veilchenblauen Glas gemacht, das man auf ein kleines Blättchen von schwarzem Eisen klebt. Das Glas muß violett für eiserne und schwarz für goldene Schmucksachen sein. Spanien kauft viel dergleichen. Es ist das Land des Schmelzes —“

Hier unterbrach er sich, die Feder sank ihm aus den Händen, und er hatte einen Anfall jenes verzweiflungsvollen Schluchzens, welches zuweilen aus der Tiefe seines Wesens heraufstieg. Der arme Mann nahm seinen Kopf in seine beiden Hände und dachte nach.

„Ach,“ rief es in seinem Innern (ein Schmerzschrei, den Gott allein hörte) „es ist aus. Ich werde sie nicht mehr wiedersehen. Es ist ein Lächeln, das an mir vorüberglitt. Ich werde in die Nacht eintreten, ohne sie wiederzusehen. O! eine Minute, einen Augenblick, ihren Athem zu hören, sie anzusehen, sie, den Engel! und dann sterben! Zu sterben ist nichts, entsetzlich ist es nur, zu sterben, ohne sie zu sehen. Sie würde mir zulächeln. Sie würde mir ein Wort sagen. Thäte das denn irgend Jemand böses? Nein, es ist zu Ende, für immer. Ich bin ganz allein. Mein Gott! Mein Gott! Ich werde sie nicht mehr wiedersehen.“

In diesem Augenblick wurde an seine Thür geklopft.

IV.

Eine Tintenflasche, die nur weißt.

An eben diesem Tage, oder richtiger gesagt, an eben diesem Abende, als Marius vom Tische kam und sich eben in sein Kabinet zurückgezogen hatte, da er ein Actenheft durchsehen mußte, übergab Basque ihm einen Brief und sagte:

„Der, welcher den Brief geschrieben hat, ist im Vorzimmer.“

Cosette hatte den Arm des Großvaters genommen und machte einen Gang durch den Garten.

Ein Brief kann, gleich einem Menschen, ein schlechtes Aussehen haben. Grobes Papier, schlecht gefaltet, schon der bloße Anblick mancher Briefschaften mißfällt. Der Brief, welchen Basque überbracht hatte, war von dieser Art.

Marius nahm ihn. Er roch nach Tabak. Nichts erweckt so eine Erinnerung, wie ein Geruch. Marius erkannte diesen Tabak. Er betrachtete die Aufschrift: An den Herrn Baron Pommerci. In seinem Hotel. Die Erinnerung des Tabaks ließ ihn auch die Schrift erkennen. Man könnte sagen, das Staunen hätte seine Blitze. Marius wurde wie beleuchtet durch einen dieser Blitze.

Der Geruch, dieser geheimnißvolle Gedächtnißhelfer, hatte in ihm eine ganze Welt neu belebt. Das war das Papier, die Art zu falten, die blasse Farbe der Tinte; das war die bekannte Schrift, besonders aber war es der Tabak. Die Dachkammer Jondrettes zeigte sich ihm.

Sonderbare Laune des Zufalls! Eine der beiden

Spuren, die er so eifrig gesucht hatte, die, für welche er noch kürzlich so viele Anstrengungen machte, und die er für immer verloren geglaubt hatte; bot sich ihm von selbst.

Er entsiegelte heftig den Brief und las:

„Mein Herr Baron!

Wenn das höchste Wesen mir die Talente verliehen hätte, so hätte ich der Baron Thenard, Mitglied des Instituts (Akademie der Wissenschaften) sein können, aber ich bin es nicht. Ich führe nur denselben Namen wie er. Glücklich, wenn diese Erinnerung mich der Vortrefflichkeit Ihrer Güte empfiehlt. Die Wohlthat, durch die Sie mich beehren werden, soll gegenseitig sein. Ich bin im Besitz eines Geheimnisses, welches ein Individuum betrifft. Dies Individuum geht Sie an. Ich halte das Geheimniß zu Ihrer Verfügung, indem ich die Ehre zu haben wünsche, Ihnen nützlich zu sein. Ich werde Ihnen das einfache Mittel angeben, aus Ihrer ehrenwerthen Familie dieses Individuum zu verjagen, welches kein Recht dazu hat, da die Frau Baronin von hoher Geburt ist. Das Heiligthum der Tugend kann nicht länger von dem Laster bewohnt bleiben.

Ich erwarte in dem Vorzimmer die Befehle des Herrn Baron.

Mit Ehrerbietung unterzeichnet

Thenard."

Diese Unterschrift war nicht falsch, sie war nur ein Wenig abgekürzt.

Uebrigens vervollständigte die Schreibart und die Orthographie die Aufklärung. Das Ursprungszeugniß war vollständig. Ein Zweifel blieb nicht möglich.

Marius Aufregung war tief. Nach der ersten Regung der Ueberraschung hatte er eine Regung des Glückes. Fand

er jetzt auch den andern Menschen, den er suchte, der, welcher ihn, Marius, gerettet hatte, dann blieb ihm nichts mehr zu wünschen.

Er öffnete ein Fach seines Schreibtisches, nahm daraus einige Bankbillets, steckte sie in die Tasche, schloß den Schreibtisch wieder und klingelte.

Basque öffnete die Thür.

„Lassen Sie den Herrn eintreten," sagte Marius.

Basque meldete:

„Herr Thenard."

Ein Mann trat ein.

Eine Ueberraschung für Marius. Der Mann, welcher eintrat, war ihm durchaus unbekannt.

Dieser Mann, der übrigens alt war, hatte eine dicke Nase, das Kinn in der Halsbinde, eine grüne Brille mit Klappen von grünem Tafft und die Haare glatt anliegend auf der Stirn, wie die Perrücke der englischen Kutscher des High life. Seine Haare waren grau. Er war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, sehr abgetragen, aber sauber; Berloques, die aus seiner Uhrtasche hervorhingen, ließen in derselben eine Uhr vermuthen. In der Hand trug er einen alten Hut. Er ging gebückt, und die Biegung seines Rückens vermehrte die Tiefe seines Grußes.

Was gleich auf den ersten Blick auffiel, war, daß der Anzug dieses Menschen, der zu weit war, obgleich sorgfältig zugeknöpft, nicht für ihn gemacht zu schien schien.

Hier ist eine Abschweifung nothwendig.

Es gab um jene Zeit in Paris, in einer dunklen Wohnung, in der Rue Beautreillis, in der Nähe des Arsenals einen sinnreichen Juden, dessen Geschäft darin bestand, einen Schelm in einen rechtschaffenen Menschen zu verwandeln. Nicht für lange Zeit, denn das wäre eine Verlegenheit für den Schelm gewesen. Die Umwandlung fand augenblicklich statt. Für einen oder zwei Tage, gegen dreißig Sous täglich,

mittelst einer Kleidung, welche so viel als möglich der Rechtschaffenheit aller Welt glich. Dieser Kleidervermiether nannte sich der Tauscher. Die pariser Schelme hatten ihn den Namen gegeben und kannten keinen anderen von ihm. Er hatte ein ziemlich vollständiges Kleidermagazin. Die Fetzen, in welche er die Leute hüllte, waren so ungefähr möglich. Er hatte besondere Specialitäten und Kategorien; an jedem Nagel seines Magazins hing abgetragen und zerdrückt eine gesellschaftliche Stellung; hier das Gewand des Beamten, dort die Kleidung des Pfarrers, da der Stock des Banquiers; in einer Ecke die Uniform eines verabschiedeten Militairs; anderwärts wieder die Kleidung eines Literaten und weiterhin die eines Staatsmannes. Dieses Geschöpf war der Costumier des ungeheuren Drama's, welches das Vagabundenthum in Paris spielt. Sein Loch war die Coulisse, aus welcher der Diebstahl hervortrat, und in welche die Betrügerei zurückkehrte. Ein zerlumpter Schuft kam nach diesem Kleidermagazin, zahlte dreißig Sous und wählte, je nach der Rolle, die er an diesem Tage spielen wollte, die ihm zusagende Kleidung, und wenn der Schuft die Treppe hinabstieg, war er zu Jemand geworden. Am nächsten Tag wurden die Sachen getreulich zurückgebracht. Aber der Tauscher, welcher Alles den Dieben anvertraute, sah sich niemals bestohlen. Diese Kleider hatten den Uebelstand: „sie paßten nicht," da sie nicht für die gemacht waren, die sie trugen; sie waren eng anliegend für diesen, schlotternd für jenen, und paßten Niemand. Jeder Schelm, der die mittlere Menschengröße an Kleinheit oder Größe überschritt, befand sich unbehaglich in den Kleidern des Tauschers. Man durfte weder zu dick, noch zu mager sein. Der Tauscher hatte nur gewöhnliche Menschen vor Augen gehabt. Er hatte das Maaß nach dem ersten besten zu ihm gekommenen Schuft genommen, der weder groß noch klein, weder dick noch mager war. Daraus entstanden für die Kunden des

Tauschers zuweilen Schwierigkeiten, aus denen sie sich zogen, wie sie konnten. Desto schlimmer für die Ausnahmen! Der Anzug des Staatsmannes z. B., schwarz von oben bis unten und folglich passend, wäre für Pitt zu weit und für Castelcicala zu eng gewesen. Diese Kleidung des Staatsmannes war, wie folgt, in dem Katalog des Tauschers bezeichnet. Wir copiren getreu: „Ein Rock von schwarzem Tuch, ein Beinkleid von schwarzem Wollenleder, eine seidene Weste, Stiefel und Wäsche" am Rande stand: ehemaliger Gesandter, und eine Anmerkung, die wir ebenfalls hier abschreiben: „In einem besonderen Kästchen eine gut frisirte Perrücke, grüne Brille, Berloques und zwei kleine, einen Zoll lange und mit Baumwolle umwickelte Federspulen."

Dies Alles rührte von dem Staatsmann, dem ehemaligen Gesandten her. Das ganze Costüm war, wenn man so sagen darf, erschöpft; die Nähte wurden weiß, ein unbestimmtes Loch öffnete sich an einem der Ellenbogen, außerdem fehlte auf der Brust ein Knopf; aber das war eine Nebensache. Die Hand des Staatsmannes mußte stets in dem Rock und auf dem Herzen liegen und hatte so die Aufgabe, den abwesenden Knopf zu verdecken.

Wenn Marius mit den geheimen Institutionen von Paris vertraut gewesen wäre, so würde er sogleich auf dem Rücken des Besuchers, den Basque bei ihm eingeführt hatte, das von dem Haken des Tauschers entlehnte Gewand des Staatsmannes erkannt haben.

Die Täuschung, die Marius empfand, als er einen andern Menschen, als den Erwarteten, eintreten sah, wurde zum Unwillen für den Besucher. Er prüfte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, während die Person sich übermäßig verneigte und fragte ihn mit kurzem Ton:

„Was wollen Sie von mir?"

Der Mensch antwortete mit einem liebenswürdigen

Wesen, von welchem das liebkosende Lächeln eines Krokodils einen Begriff geben würde:

„Es kommt mir unmöglich vor, daß ich nicht schon die Ehre gehabt haben sollte, den Herrn Baron in der Welt zu sehen. Ich glaube, denselben besonders vor einigen Jahren bei der Frau Prinzeß Bagration und in dem Salon des Herrn Vicomte Dambray, Pair von Frankreich, bemerkt zu haben.“

Es ist immer eine gute Taktik der Schufte, das Wesen anzunehmen, als erkenne man Jemand, den man nicht kennt.

Marius war aufmerksam auf die Rede dieses Menschen. Er lauschte dem Ton und beobachtete die Bewegungen, allein seine Täuschung wuchs; er hatte einen Nasenton gehört, durchaus verschieden von dem scharfen und trocknen Klang der Stimme, den er erwartete. Er war ganz und gar aus der Bahn gebracht.

„Ich kenne weder die Prinzeß Bagration, noch den Vicomte Dambray,“ sagte er. „Ich habe in meinem Leben weder zu der Einen, noch dem Andern einen Fuß gesetzt.“

Die Antwort war mürrisch. Die freundliche Person aber fuhr fort:

„So wird es bei Herrn von Chateaubriand gewesen sein, daß ich den Herrn Baron sah! Ich kenne Chateaubriand sehr genau. Er ist sehr zugänglich. Er sagt zuweilen zu mir: Thénard, lieber Freund, trinken Sie nicht ein Gläschen mit mir?“

Marius' Stirn wurde immer strenger und strenger; er sagte:

„Ich habe nie die Ehre gehabt, bei Herrn von Chateaubriand empfangen zu werden. Machen wir die Sache kurz. Was wollen Sie?“

Der Mann verneigte sich vor der härteren Stimme nur noch tiefer.

„Mein Herr Baron, haben Sie die Güte, mich anzuhören. In Amerika, in einem Lande, welches an der Seite von Panama liegt, giebt es ein Dorf, Namens Joya. Dieses Dorf besteht aus einem einzigen Hause. Ein großes, viereckiges Haus von drei Stockwerken Höhe, von Ziegelsteinen, die in der Sonne gehärtet sind, erbaut; jede Seite des Vierecks, fünfzig Fuß lang, jedes Stockwerk zwölf Fuß gegen den unteren Stock zurückgezogen, so daß es vor sich eine Terrasse hat, welche um das ganze Gebäude läuft; in der Mitte ein innerer Hof, auf welchem Vorrath und Munition liegen; kein Fenster, aber Schießscharten, keine Thür, aber Leitern, Leitern, um von dem Boden nach der ersten Terrasse hinaufzusteigen, von der ersten nach der zweiten, von der zweiten nach der dritten; Leitern, um auf den innern Hof zu gelangen, keine Thüren in den Zimmern, sondern Fallthüren, keine Treppen zu den Stuben, sondern Leitern; am Abend schließt man die Fallthür, zieht die Leitern zurück und legt Büchsen und Gewehre in die Schießscharten; keine Möglichkeit, hinein zu gelangen. Ein Haus am Tage, eine Citadelle in der Nacht. Achthundert Einwohner. So ist das Dorf. Weshalb so viel Vorsicht? Weil das Land gefährlich ist; es ist von Menschenfressern angefüllt. Weshalb geht man denn hin? Weil das Land wunderbar ist; man findet dort Gold."

„Wohin wollen Sie damit?" unterbrach Marius, dessen Täuschung in Ungeduld überging.

„Dahin, mein Herr Baron. Ich bin ein alter, müder Diplomat. Die alte Civilisation ist mir überdrüssig geworden. Ich will es mit den Wilden versuchen."

„Weiter?"

„Herr Baron, der Egoismus ist das Gesetz der Welt. Die Proletarier-Bäuerin, welche auf Tagelohn arbeitet, wendet sich um, wenn die Diligence vorüberfährt, die Eigenthümer-Bäuerin, die auf ihrem eigenen Felde arbeitet, wen-

det sich nicht um. Der Hund des Armen bellt den Reichen an, der Hund des Reichen den Armen. Jeder für sich. Das Interesse, das ist das Ziel der Menschen. Das Gold, das ist der Magnet.“

„Nun? kommen Sie zu Ende.“

„Ich möchte mich in Joya niederlassen. Wir sind unserer Drei. Ich habe meine Gattin und meine Tochter; ein Mädchen, das sehr schön ist. Die Reise ist lang und theuer. Ich brauche dazu ein wenig Geld.“

„Inwiefern geht mich das an?“ fragte Marius.

Der Unbekannte zog den Hals aus der Halsbinde hervor, eine Bewegung, welche dem Geier eigenthümlich ist, und entgegnete mit verdoppeltem Lächeln:

„Hat der Herr Baron meinen Brief nicht gelesen?“

Das war so ziemlich wahr. Die Sache ist, daß der Inhalt der Epistel an Marius abgeglitten war. Er hatte mehr die Schrift gesehen, als den Brief gelesen, er erinnerte sich derselben kaum. Seit einem Augenblick war ihm ein neuer Gedanke gekommen. Er hatte die Worte bemerkt: meine Gattin und meine Tochter. Er richtete auf den Unbekannten einen durchdringenden Blick. Ein Untersuchungsrichter hätte nicht schärfer sehen können.

„Sprechen Sie sich deutlicher aus.“

Der Unbekannte steckte seine beiden Hände in seine beiden Taschen, erhob den Kopf, ohne das Rückgrad zu erheben, allein indem er seinerseits Marius mit dem Blicke durch seine grüne Brille maß.

„Es sei, mein Herr Baron. Ich spreche mich deutlicher aus. Ich habe Ihnen ein Geheimniß zu verkaufen.“

„Ein Geheimniß?“

„Ein Geheimniß.“

„Das mich betrifft?“

„Ein wenig.“

„Worin besteht das Geheimniß?“

Marius erforschte den Menschen mehr und mehr, indem er auf ihn hörte.

„Ich beginne sofort," sagte der Unbekannte. „Sie sollen sehen, daß ich interessant bin."

„Sprechen Sie."

„Herr Baron, Sie haben bei sich einen Dieb und einen Mörder."

Marius erbebte.

„Bei mir? Nein," sagte er.

Der Unbekannte, der unerschütterlich blieb, wischte seinen Hut mit dem Aermel und fuhr fort:

„Mörder und Dieb. Bemerken Sie, mein Herr Baron, daß ich hier nicht von früheren, veralteten, verfallenen Thatsachen spreche, welche vor dem Gesetz durch Verjährung und vor Gott durch Reue ausgelöscht sein können. Ich spreche von kürzlichen Thatsachen, von gegenwärtigen Thatsachen, von Thatsachen, welche die Justiz augenblicklich noch nicht kennt. Ich fahre fort. Dieser Mensch hat sich in Ihr Vertrauen und beinahe in Ihre Familie unter einem falschen Namen eingeschlichen. Ich will Ihnen seinen wahren Namen sagen. Ich sage Ihnen denselben umsonst."

„Ich höre."

„Er nennt sich Jean Valjean."

„Ich weiß es."

„Ich will auch ebenfalls umsonst sagen, wer er ist."

„Sagen Sie es."

„Ein ehemaliger Galeerensträfling."

„Ich weiß es."

„Sie wissen es, seitdem ich die Ehre gehabt habe, es Ihnen zu sagen."

„Nein, ich wußte es vorher."

Der kalte Ton Marius, die doppelte Antwort: Ich weiß es, sein gegen das Gespräch sich auflehnender Lakonismus, bewirkte in dem Unbekannten einen dumpfen Zorn.

Er schleuderte verstohlen auf Marius einen wüthenden Blick, der sogleich wieder erlosch. So flüchtig dieser Blick auch war, gehörte er dennoch zu denen, die man wieder erkennt, wenn man sie nur ein einziges Mal gesehen hat; er entging Marius nicht. Gewisses Aufblitzen kann nur von gewissen Seelen herrühren: das Auge, dieses Luftloch des Gedankens, wird davon erfüllt; die Brille verbirgt Nichts.

Der Unbekannte fuhr lachend fort:

„Ich erlaube mir nicht, dem Herrn Baron zu widersprechen. Auf jeden Fall müssen Sie sehen, daß ich gut unterrichtet bin. Das, was ich Ihnen jetzt mittheilen will, ist nur mir allein bekannt. Es betrifft das Vermögen der Frau Baronin. Es ist ein außergewöhnliches Geheimniß. Es ist zu verkaufen. Ihnen biete ich es zunächst an. Ein guter Handel. Zwanzigtausend Francs.“

„Ich kenne dies Geheimniß, wie die Uebrigen,“ sagte Marius.

Die Person fühlte das Bedürfniß, den Preis etwas herabzusetzen.

„Herr Baron, geben Sie zehntausend Francs, und ich spreche.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir Nichts mitzutheilen haben. Ich weiß, was Sie mir sagen wollen.“

Es zuckte aus dem Auge des Menschen ein neuer Blitz.

„Ich muß aber doch heute zu Mittag essen. Es ist ein außerordentliches Geheimniß, sage ich Ihnen. Herr Baron, ich werde sprechen. Ich spreche. Geben Sie mir zwanzig Francs.“

Marius sah ihn fest an und sagte:

„Ich kenne Ihr außerordentlich Geheimniß; ebenso wie ich den Namen Jean Valjean wußte, weiß ich auch Ihren Namen.“

„Meinen Namen?“

„Ja.“

„Das ist nicht schwer, Herr Baron. Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen denselben zu schreiben und zu nennen: Thenard.“

„Dier.“

„Wie?“

„Thénardier.“

„Wer ist das?“

In der Gefahr sträubt das Stachelschwein seine Stacheln, der Käfer stellt sich todt, die alte Garde bildet ein Carré, dieser Mensch lachte.

Dann staubte er mit einem Schnippchen den Aermel seines Rockes ab.

Marius fuhr fort:

„Sie sind auch der Arbeiter Jondrette, der Schauspieler Fabantou, der Dichter Genflot, der Spanier Don Alvares und die Frau Balizard.“

„Die Frau wer?“

„Und Sie haben eine Kneipe in Montfermeil gehabt.“

„Eine Kneipe! Niemals.“

„Und ich sage Ihnen, daß Sie Thénardier heißen.“

„Ich leugne es.“

„Und daß Sie ein Schuft sind. Nehmen Sie.“

Marius zog aus der Tasche eine Banknote und warf sie ihm in das Gesicht.

„Ich danke! Verzeihung! Fünfhundert Francs! Mein Herr Baron!“

Und ganz verwirrt grüßend, ergriff der Mensch den Bankzettel und besichtigte ihn.

„Fünfhundert Francs!“ fuhr er ganz verdutzt fort. Dann stammelte er halblaut: „echte Fetzen!“

Dann rief er plötzlich aus:

„Nun gut, es sei. Machen wir es uns bequem.“

Und mit der Schnelligkeit eines Affen warf er seine Haare zurück, riß seine Brille herunter, zog aus seiner Nase

die beiden Federspulen, von denen oben die Rede war, und die man überdies schon auf einem andern Blatte dieses Buches gesehen hat und nahm sein Gesicht ab, wie man seinen Hut abzunehmen pflegt.

Das Auge erhellte sich; die ungleiche, runzliche, an vielen Stellen erhöhte Stirn glättete sich, die Nase wurde wieder spitz, wie ein Schnabel, das milde und lauernde Profil des blutgierigen Menschen zeigte sich.

„Der Herr Baron sind unfehlbar,“ sagte er mit einer klaren Stimme, aus welcher jeder Nasenton verschwunden war, „ich bin Thénardier.“

Und er richtete seinen gekrümmten Rücken empor.

Thénardier, denn er war es wirklich, fühlte sich sonderbar überrascht; er würde verwirrt gewesen sein, hätte er es werden können. Er war gekommen, um Staunen zu erregen, und er war es, der es empfand. Diese Demüthigung wurde mit fünfhundert Francs bezahlt, und er nahm diese an, aber er war deshalb nicht minder betäubt.

Er sah zum ersten Male diesen Baron Pontmercy, und ungeachtet seiner Verkleidung hatte der Baron ihn erkannt, ihn gründlich erkannt. Nicht nur war dieser Baron über Thénardier im Klaren, sondern er schien auch über Jean Valjean im Klaren zu sein. Wer war denn dieser junge, beinahe unbärtige Mensch, so eiskalt und so großmüthig, der die Namen der Leute kannte, alle ihre Namen und ihnen seine Börse öffnete, der die Vagabunden wie ein Richter abführte und sie bezahlte, wie ein Betrogener?

Thénardier war, wie man sich erinnern wird, zwar Marius' Nachbar gewesen, hatte ihn aber nie gesehen, wie dies in Paris sehr häufig ist. Er hatte früher seine Tochter oberflächlich von einem jungen, sehr armen Mann sprechen hören, der Marius hieß und in ihrem Hause wohnte. Er hatte ihm, ohne ihn zu kennen, den bewußten Brief ge-

schrieben. In seinem Geiste war keine Annäherung zwischen diesem Marius und dem Baron von Pontmercy möglich.

Uebrigens war es ihm durch seine Tochter Azelma, die er am 16. Februar den Neuvermählten nachschickte und durch seine persönlichen Nachforschungen gelungen, viele Dinge zu erfahren, und er hatte in diesem dunklen Hintergrunde mehr als einen geheimnißvollen Faden erfaßt. Er hatte durch Industrie entdeckt oder wenigstens durch Vermuthungen errathen, wer der Mensch war, dem er an einem gewissen Tage in dem großen Abzugskanal begegnete. Von dem Mann war er leicht zu dem Namen gelangt. Er wußte, daß die Frau Baronin Pontmercy Cosette war. Aber auf dieser Seite dachte er verschwiegen zu sein. Wer war Cosette? Er wußte es selbst nicht genau. Er vermuthete irgend einen Bastard; die Geschichte Fantinens war ihm stets verdächtig vorgekommen; aber wozu nützt es, davon zu sprechen? Um sich sein Schweigen bezahlen zu lassen? Er hatte etwas Besseres zu verkaufen, oder glaubte es wenigstens zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte, auch ohne Beweise, die dem Baron Pontmercy gemachte Mittheilung: *Ihre Frau ist ein Bastard*, zu Nichts geführt, als den Rock des Ehemannes mit dem Rücken des Elenden in Berührung zu bringen.

Nach der Ansicht Thénardiers hatte die Unterredung mit Marius noch nicht begonnen. Er mußte zurückweichen, seine Strategie ändern, eine Stellung aufgeben, die Fronte verändern; aber noch war nichts Wesentliches gefördert, und er hatte fünfhundert Francs in der Tasche. Außerdem hatte er etwas Entscheidendes zu sagen, und selbst gegen diesen Baron Pontmercy, der so gut unterrichtet und so gerüstet war, fühlte er sich stark. Für Menschen von der Natur Thénardiers ist jedes Zwiegespräch ein Kampf. Wie war seine Lage bei dem, welches beginnen sollte? Er wußte nicht, mit wem er sprach, aber er wußte, von was er sprach.

Er nahm rasch eine innere Uebersicht seiner Kräfte vor und nachdem er gesagt hatte: Ich bin Thénardier, wartete er.

Marius war nachdenkend geblieben. Er hatte also endlich Thénardier gefunden. Der Mensch, den er wieder zu finden so sehr gewünscht hatte. Er konnte also der Ermahnung des Obersten Pontmercy Ehre machen. Er fühlte sich gedemüthigt, daß dieser Held diesem Banditen irgend Etwas schuldig war, und daß der Wechsel, den sein Vater aus dem Grabe auf ihn, Marius, gezogen, bisher protestirt blieb. Es schien ihm auch in der eigenthümlichen Lage, in welcher sein Geist sich Thénardier gegenüber erblickte, daß er Ursache hätte, den Obersten für das Unglück zu rächen, durch einen solchen Schuft gerettet worden zu sein. Wie dem aber auch sein mochte, fühlte er sich zufrieden. Er sollte endlich den Schatten des Obersten von diesem unwürdigen Gläubiger befreien, und es schien ihm, als könnte er jetzt das Andenken seines Vaters aus dem Schuldgefängniß erlösen.

Ueber dieser Pflicht hatte er noch eine andere, wo möglich die Quelle von dem Vermögen Cosettens zu entdecken. Die Gelegenheit dazu schien sich zu bieten. Thénardier wußte vielleicht Etwas. Es konnte nützlich sein, diesen Menschen zu ergründen. Damit begann er.

Thénardier hatte den „echten Fetzen" in seiner Tasche verschwinden lassen und sah Marius mit einer beinahe zärtlichen Sanftmuth an.

Marius brach das Schweigen.

„Thénardier, ich habe Ihnen Ihren Namen gesagt. Wollen Sie, daß ich Ihnen jetzt auch das Geheimniß sagen soll, das Sie mir mitzutheilen kamen? Ich habe auch meine Erkundigungen eingezogen. Sie sollen sehen, daß ich mehr weiß wie Sie. Jean Valjean ist, wie Sie sagen, ein Mörder und Dieb. Ein Dieb, weil er einen reichen Fabrikanten

beraubte, dessen Untergang er herbeiführte, Herrn Madelaine. Ein Mörder, weil er den Polizeiagenten Javert ermordet hat."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron," sagte Thénardier.

„Ich will mich verständlich machen. Es gab in dem Arrondissement des Pas de Calais im Jahre 1822 einen Menschen, der einen alten Handel mit der Gerechtigkeit gehabt hatte und der sich unter dem Namen eines Herrn Madelaine erhoben und zu Ehren gebracht hatte. Dieser Mensch war in der ganzen Bedeutung des Wortes ein Gerechter. Durch eine Industrie, die Fabrikation schwarzer Glaswaaren, hatte er das Glück einer ganzen Stadt begründet. Sein eigenes Glück hatte er dabei auch gemacht, aber, so zu sagen, nebenher und gewissermaßen nur gelegentlich. Er war der Pflegevater der Armen. Er begründete Hospitäler, eröffnete Schulen, besuchte die Kranken, stattete die Mädchen aus, unterstützte die Wittwen, nahm die Waisen auf; er war wie ein Vormund des Landes. Er hatte das Kreuz abgelehnt und man hatte ihn zum Maire ernannt. Ein entlassener Galeerensträfling kannte das Geheimniß der Strafe, welche dieser Mensch ehemals erlitten; er zeigte ihn an, ließ ihn verhaften und benutzte seine Verhaftung, um nach Paris zu gehen und sich durch den Bankier Laffitte — ich habe diese Umstände von dem Cassirer selbst — mittelst einer falschen Unterschrift eine Summe von mehr als einer halben Million ausliefern zu lassen, die Herrn Madelaine gehörte. Dieser Züchtling, welcher Herrn Madelaine bestohlen hatte, ist Jean Valjean. Was die andere Thatsache betrifft, so haben Sie mir darüber auch nichts Neues mitzutheilen. Jean Valjean hat den Agenten Javert getödtet; er hat ihn durch einen Pistolenschuß getödtet. Ich, der ich mit Ihnen spreche, war zugegen."

Thénardier warf auf Marius den stolzen Blick eines

Menschen, der geschlagen ist, den Sieg wieder in die Hand bekömmt und in einer Minute den ganzen verlorenen Boden wieder gewinnt. Aber sein Lächeln kehrte augenblicklich zurück; der Untergebene muß dem Höheren gegenüber den Triumpf eines Hundes haben, und Thénardier beschränkte sich darauf, zu Marius zu sagen:

„Mein Herr Baron, wir sind auf falscher Fährte.“

Er bezeichnete diese Worte besonders dadurch, daß er seine Berloques einen ausdrucksvollen Kreis beschreiben ließ.

„Wie,“ entgegnete Marius, „bestreiten Sie das? Es sind Thatsachen.“

„Es sind Chimären. Das Vertrauen, mit dem der Herr Baron mich beehren, macht es mir zur Pflicht, Ihnen dies zu sagen. Vor allen Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich liebe es nicht, die Menschen ungerecht anklagen zu sehen. Herr Baron, Jean Valjean hat Herrn Madelaine nicht beraubt, und Jean Valjean hat Javert nicht getödtet.“

„Das ist stark! Woher?“

„Aus zwei Gründen.“

„Aus welchen? Sprechen Sie.“

„Hier ist der erste Grund: Er hat Herrn Madelaine nicht bestohlen, denn Jean Valjean ist selbst dieser Herr Madelaine.“

„Was sagen Sie mir da?“

„Und hier der zweite Grund: Er hat Javert nicht ermordet, denn der, welcher Javert tödtete, ist Javert selbst gewesen.“

„Was wollen Sie sagen?“

„Javert hat einen Selbstmord begangen.“

„Beweisen Sie! Beweisen Sie!“ rief Marius außer sich.

Thénardier entgegnete, indem er seine Worte betonte, wie wenn einen Alexandriner scandirte:

„Der — Po — li — zei — agent — Ja — vert — ist — unter — der — Wech — sel — brü — cke — er — trun — ken — ge — fun — den.“

„Aber beweisen Sie!“

Thénardier zog aus der Seitentasche ein großes graues Papier, welches mehrere zusammengefaltete Blätter von verschiedenen Größen zu enthalten schien.

„Ich habe meine Acten!“ sagte er mit größter Ruhe.

Dann fügte er hinzu:

„Mein Herr Baron, in Ihrem Interesse habe ich Jean Valjean gründlich kennen lernen wollen. Ich sage, daß Jean Valjean und Madelaine ein und derselbe Mensch sind, und sage, daß Javert keinen anderen Mörder hatte, als Javert, und wenn ich spreche, so geschieht das, weil ich Beweise habe. Nicht geschriebene Beweise, denn die Schrift ist verdächtig, die Schrift ist gefällig, sondern gedruckte Beweise.“

Indem Thénardier so sprach, nahm er aus einem Papier zwei Nummern einer alten, vergelbten, zerknitterten und stark nach Tabak riechenden Zeitung. Die eine dieser Nummer, welche in dem Brüchen durchrieben war und in viereckige Stücke auseinanderfiel, schien viel älter zu sein als die andere.

„Zwei Thatsachen, zwei Beweise,“ sagte Thénardier. Und er hielt Marius die beiden Zeitungsblätter entfaltet hin.

Diese beiden Zeitungsblätter kennt der Leser. Das eine, das älteste, eine Nummer des Drapeau blanc, vom 25. Juli 1823, dessen Text in dem dritten Bande dieses Buches angegeben wurde, bewieß die Identität Herrn Madelaine's mit Jean Valjean. Das andere Blatt, ein Moniteur vom 15. Juni 1832, verkündete den Selbstmord Javerts und fügte hinzu, daß, in Folge eines Berichts, den Javert dem Polizeipräfecten erstattete, derselbe in einer Barrikade

der Rue de la Chanvrerie zum Gefangenen gemacht worden wäre, und sein Leben der Großmuth eines Insurgenten verdankt hätte, der ihn vor der Mündung seiner Pistole hatte, statt ihm aber den Kopf zu zerschmettern, in die Luft schoß.

Marius las. Das war ein unwiderleglicher Beweis, die beiden Zeitungen waren nicht gedruckt worden, um die Aussage Thénardiers zu bestätigen. Die Nachricht des Moniteurs war eine Bekanntmachung der Polizeipräfectur. Marius konnte nicht zweifeln. Die Mittheilungen des Kassirers waren falsch, und er selbst hatte sich getäuscht. Jean Valjean wurde plötzlich groß, indem er aus der Dunkelheit hervortrat. Marius konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken, dann rief er aus:

„Ist dieser Unglückliche ein bewundernswürdiger Mensch? Das Vermögen gehörte wirklich ihm! Er ist Madelaine, die Vorsehung einer ganzen Provinz! Er ist Jean Valjean, der Retter Javerts! Er ist ein Held! Er ist ein Heiliger!“

„Er ist nicht ein Heiliger, er ist nicht ein Held,“ sagte Thénardier. „Er ist ein Mörder und ein Dieb.“

Und er fügte mit dem Tone eines Menschen hinzu, der fühlt, daß er einige Autorität gewährt: „Beruhigen wir uns.“

Dieb, Mörder, diese Worte, welche Marius verschwunden glaubte und die zurückkehrten, trafen ihn wie ein kaltes Sturzbad.

„Noch!“ sagte er.

„Immer,“ entgegnete Thénardier. „Jean Valjean hat Madelaine nicht bestohlen, aber er ist ein Dieb. Er hat Javert nicht getödtet, aber er ist ein Mörder.“

„Wollen Sie von dem elenden Diebstahl sprechen, entgegnete Marius, den er vor vierzig Jahren verübte und büßte, und wie dies aus Ihren Zeitungen selbst hervorgeht,

durch ein ganzes Leben der Reue, durch Selbstverleugnung und Tugend büßte?"

„Ich sage, Mord und Diebstahl, Herr Baron. Ich wiederhole dabei, daß ich von neuen Thatsachen spreche. Was ich Ihnen zu offenbaren habe, ist durchaus unbekannt. Es ist noch nicht herausgegeben. Vielleicht finden Sie darin die Quelle des Reichthums, welchen Jean Valjean so geschickt der Frau Baronin angeboten hat. Ich sage geschickt, denn durch ein Geschenk dieser Art, sich in ein ehrenwerthes Haus einzuschleichen, dessen Wohlstand man theilt, und zu gleicher Zeit sein Verbrechen zu verbergen, seines Diebstahls zu genießen, seinen Namen zu verhehlen, sich eine Familie zu bilden, das ist aber nicht sehr ungeschickt."

„Ich könnte Sie hier unterbrechen, bemerkte Marius, doch fahren Sie fort."

„Herr Baron, ich will Alles sagen und überlasse dann die Belohnung Ihrer Großmuth. Dieses Geheimniß ist Massen Goldes werth. Sie werden mir sagen: Weshalb hast Du Dich nicht an Jean Valjean gewendet? Aus einer ganz einfachen Ursache: Ich weiß, daß er sich seines Reichthums entledigt hat, entledigt zu Ihrem Gunsten, und ich finde das sehr sinnreich; aber er hat keinen Sou mehr, er würde mir seine leeren Hände zeigen, und da ich einigen Geldes bedarf, um eine Reise nach Joya zu machen, ziehe ich Sie, der Alles hat, dem vor, der Nichts hat. Ich bin ein wenig ermüdet, gestatten Sie mir einen Stuhl zu nehmen."

Marius setzte sich und gab ihm ein Zeichen sich ebenfalls zu setzen.

Thénardier nahm Platz auf einem Stuhle, ergriff die beiden Zeitungsblätter, legte sie wieder in die Hülle und murmelte, indem er mit dem Nagel auf den Drapeau blanc zeigte: „Das hat mir viel Mühe gemacht, es zu bekommen." Als er dies gethan hatte, kreuzte er die Beine, lehnte sich

zurück, eine Haltung, welche den Menschen eigen ist, die dessen gewiß sind, was sie zu sagen haben, und begann dann, jedes seiner Worte besonders betonend.

„Herr Baron, am 6. Juni 1832, an einem Tage des Aufstandes, befand sich ein Mensch in dem großen Abzugskanal von Paris, an der Stelle, wo der Kanal sich in die Seine ergießt, zwischen der Brücke der Invaliden und der Brücke von Jena."

Marius rückte hastig seinen Stuhl dem Thénardier näher. Thénardier benutzte diese Bewegung und fuhr mit der Langsamkeit eines Redners fort, der seinem Zuhörer gefesselt sieht und die ängstlichen Athemzüge seines Gegners unter seinen Worten fühlt.

„Dieser Mensch, welcher aus Gründen, die der Politik fremd sind, gezwungen war, sich zu verbergen, hatte den Kanal zur Wohnung gewählt und einen Schlüssel zu demselben. Es war, ich wiederhole es, am 6. Juni. Es mochte 8 Uhr Abends sein. Der Mensch hörte Geräusch in dem Kanale. Sehr überrascht, versteckte er sich und lauerte. Es war das Geräusch von Schritten; man ging in der Dunkelheit, man kam nach einer Seite. Sonderbar; es gab in dem Kanale noch einen andern Menschen, wie ihn. Das Ausgangsgitter war nicht weit. Ein wenig Licht, welches durch dasselbe hereinfiel, gestattete ihm, den Ankommenden zu erkennen und zu sehen, daß derselbe Etwas auf dem Rücken trug. Der Mensch, welcher so gebückt ging, war ein ehemaliger Galeerensträfling, und was er auf dem Rücken trug, war eine Leiche. Ertappung bei der That eines Mordes, wenn es je einen gab. Was den Raub betrifft, so versteht sich der von selbst; man tödtet einen Menschen nicht umsonst. Dieser Züchtling wollte die Leiche in den Fluß werfen. Eine Thatsache ist hier zu erwähnen, nämlich, daß dieser Züchtling, ehe er zu dem Ausgangsgitter kam, durch einen furchtbaren Erdsturz den Weg hatte

nehmen müssen, wo er die Leiche leicht hätte hineinwerfen können; aber gleich am nächsten Tag würden die Schleusenräumer, indem sie an dem Erdsturz arbeiteten, den Ermordeten darin gefunden haben und das sagte dem Mörder nicht zu. Er hatte es vorgezogen, mit seiner Last auf dem Rücken, durch den Erdsturz zu gehen und seine Anstrengungen dabei müssen furchtbar gewesen sein, denn es ist unmöglich, sein Leben größerer Gefahr auszusetzen; ich begreife es nicht, daß er lebend herausgekommen ist."

Marius Stuhl wurde noch näher gerückt. Thénardier benutzte dies, um einen langen Athemzug zu thun. Dann fuhr er fort:

„Herr Baron, ein Abzugskanal ist nicht das Marsfeld. Man leidet drinnen Mangel an Allem und selbst an Platz. Wenn zwei Menschen darinnen sind, müssen sie einander begegnen. Das ist es, was geschah. Der Ansäßige und der Durchgehende waren gezwungen, sich einander guten Tag zu sagen, mit gegenseitigem Bedauern. Der Durchgehende sagte zu den Ansäßigen: Du siehst, was ich auf dem Rücken habe, ich muß hinaus, Du hast den Schlüssel, gieb ihn mir. — Dieser Züchtling war ein Mensch von ungeheurer Kraft. Sein Verlangen ließ sich nicht abschlagen. Indeß unterhandelte der, welcher den Schlüssel besaß, nur um Zeit zu gewinnen. Er untersuchte den Todten, aber er konnte nichts sehen, als daß er jung, gut gekleidet, scheinbar reich und ganz von Blut entstellt war. Indem er plauderte, fand er die Mittel, von hinten und ohne das der Mörder es bemerkte, ein Stück von dem Rock des Ermordeten abzureißen. Ein Ueberführungsstück, wie sie wohl begreifen; ein Mittel, die Spur der Dinge aufzufinden und dem Verbrecher sein Verbrechen zu beweisen. Er steckte das Ueberführungsstück in die Tasche, dann öffnete er das Gitter, ließ den Menschen mit seiner Verlegenheit auf dem Rücken hinaus, schloß das Gitter wieder und

rettete sich, indem er keine Lust hatte in das weitere Abenteuer gemischt zu werden und besonders, da er nicht zugegen sein wollte, wenn der Mörder den Ermordeten in den Fluß werfen würde. Sie begreifen jetzt, der, welcher die Leiche trug, war Jean Valjean; der, welcher den Schlüssel hatte, spricht in diesem Augenblick mit ihnen; und das Stück von dem Rock —"

Thénardier endete seinen Satz, indem er aus seiner Tasche ein schwarzes, zerrissenes Tuch zog, das ganz mit dunklen Flecken bedeckt war und es zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe hob.

Marius war aufgestanden, bleich, kaum noch athmend, die Augen starr auf das Stückchen Tuch gerichtet, und, ohne eine Wort zu sprechen, ohne den Blick von diesem Fetzen abzuwenden, taumelte er gegen die Mauer zurück, streckte die rechte Hand hinter sich aus und suchte tastend nach einem Schlüssel, der in dem Schlosse eines Schrankes neben dem Kamin stak. Er fand den Schlüssel, öffnetete den Schrank, fuhr mit dem Arm hinein, ohne sich umzusehen, und ohne daß sein entsetztes Auge sich von diesem Fetzen abwendete, den Thénardier in die Höhe hielt.

Indeß fuhr Thénardier fort:

„Herr Baron, ich habe die trifftigste Ursache zu glauben, daß der verwundete junge Mann ein reicher Fremder war, den Jean Valjean in irgend eine Schlinge gelockt hatte und der eine ungeheure Summe bei sich trug."

„Der junge Mann war ich und hier ist der Rock!" schrie Marius, indem er einen alten, ganz blutigen, schwarzen Rock auf den Boden schleuderte.

Dann riß er den Fetzen aus Thénardiers Händen, kniete neben den Rock nieder und näherte das abgerissene Stück dem zerrissenen Schooß. Die beiden Risse paßten genau zu einander und der Fetzen vervollständigte den blutigen Rock.

Thénardier war erstarrt. Er dachte: „Ich bin abgeblitzt.“

Marius erhob sich bebend, außer sich, freudestrahlend.

Er griff in die Tasche und ging wüthend auf Thénardier zu und zeigte ihm die Faust, beinahe auf sein Gesicht drückend und angefüllt mit Fünfhundert- und Tausendfrancsbillets.

„Sie sind ein Nichtswürdiger!“ schrie er. „Sie sind ein Lügner, ein Verleumder, ein Ungeheuer. Sie kamen, diesen Menschen anzuklagen und haben ihn gerechtfertigt, Sie wollen ihn in das Verderben stürzen und es gelang Ihnen nur, ihn zu preisen. Sie sind es, der ein Dieb ist! Sie sind es, der ein Mörder ist! Ich habe Sie gesehen, Thénardier Jondrette, in der Dachkammer des Boulevards de l'Hospital. Ich weiß genug über Sie, um Sie in das Bagno zu schicken und selbst noch weiter, wenn ich wollte. Nehmen Sie, hier sind tausend Francs, Sie Schuft, der Sie sind.“

Und er warf Thénardier eine Banknote von Tausend Francs hin.

„Ha! Jondrette Thénardier; gemeiner Schuft! Das diene Ihnen zur Lehre, Sie Geheimnißverkäufer, Sie Mysterienhändler, Sie Dunkelheitsdurchsucher, Sie Elender! Waterloo beschütze Sie.“

„Waterloo!“ brummte Thénardier, indem er die Fünfhundert Francs mit den Tausend Francs einsteckte.

„Ja, Mörder! Sie haben dort einen Obersten das Leben gerettet —“

„Einem General,“ sagte Thénardier, indem er den Kopf erhob.“

„Einem Obersten!“ entgegnete Marius heftig. Ich würde keinen Liard geben, für einen General. Und Sie kommen hierher, um Nichtswürdigkeiten zu begehen! Ich sage Ihnen, daß Sie alle diese Verbrechen begangen haben.

Gehen Sie! Verschwinden Sie! Seien Sie glücklich! Das ist Alles, was ich wünsche. Ha, Ungeheuer! Da sind noch drei Tausendfrancsbillets. Nehmen Sie sie. Sie werden gleich morgen mit Ihrer Tochter nach Amerika reisen, denn Ihre Frau ist todt, abscheulicher Lügner. Ich werde über Ihre Abreise wachen, Bandit und Ihnen in dem Augenblick derselben zwanzig Tausend Francs auszahlen. Gehen Sie, um sich anderwärts hängen zu lassen."

„Herr Baron," erwiderte Thénardier, indem er bis zur Erde grüßte, „ewige Dankbarkeit!"

Thénardier ging; er begriff nichts, er war verdutzt und entzückt über diese sanfte milde Vernichtung durch einen Sack Goldes und über diesen Blitz, der in Banknoten auf seinen Kopf herabzuckte.

Niedergeschmettert war er, aber zufrieden auch; und er würde sehr böse gewesen sein, hätte er einen Blitzableiter gegen diesen Blitz benutzen wollen.

Kommen wir sogleich mit diesem Menschen zu Ende. Zwei Tage nach den so eben erzählten Ereignissen reiste er auf Marius Veranstaltung, unter einem fremden Namen mit seiner Tochter Azelma nach Amerika, versehen mit einer Tradde auf zwanzigtausend Francs auf New-York. Das moralische Elend Thénardiers, des verfehlten Bürgers, war unverbesserlich; er war in Amerika das, was er in Europa gewesen. Die Berührung eines schlechten Menschen genügt zuweilen, um eine gute Handlung zu verderben und etwas Schlechtes daraus entspringen zu lassen. Mit dem Gelde, das Thénardier von Marius erhalten hatte, machte er sich zum Negerhändler.

Sobald Thénardier hinaus war, lief Marius nach dem Garten, in welchem Cosette noch spazieren ging.

„Cosette! Cosette!" rief er, „komm! komm schnell. Laß uns eilen. Basque, einen Fiaker! Cosette, komm. Ach,

mein Gott! Er ist es, der mir das Leben rettete! Laß uns keine Minute verlieren! Nimm Deinen Shawl um."

Cosette glaubte, er wäre verrückt geworden und gehorchte ihm.

Er athmete kaum noch, er preßte die Hand auf das Herz, um dessen heftigen Schlag zu mildern. Er ging mit großen Schritten auf und nieder und umarmte Cosette.

„Ach, Cosette!" sagte er, „ich bin ein Unglückseliger!"

Marius war außer sich. Er begann in diesem Jean Valjean ein erhabenes, finsteres Wesen zu erblicken. Eine unerhörte Tugend, göttlich, mild, demüthig in ihrer Größe, zeigte sich ihm. Der Galeerensträfling verwandelte sich in Christus. Marius war durch dieses Wunder geblendet. Er wußte nicht genau, was er sah, aber es war etwas Großes!

Binnen einem Augenblick hielt ein Fiaker vor der Thür.

Marius hob Cosette hinein und sprang ihr nach.

„Kutscher," sagte er, „Rue de l'Homme Armé Nr. 7."

Der Fiaker fuhr davon.

„Ach, welch ein Glück!" sagte Cosette, „Rue de l'Homme Armé! Ich wagte es nicht mehr, mit Dir davon zu sprechen. Wir werden Herrn Jean wiedersehen."

„Deinen Vater! Cosette, Deinen Vater mehr als je. Cosette, ich errathe. Du sagtest mir, daß Du nie den Brief empfangen hättest, den ich durch Gavroche Dir schickte. Er wird in seine Hände gefallen sein. Cosette, er ist in die Barrikade gekommen, um mich zu retten. Da es sein Bedürfniß ist, ein Engel zu sein, hat er im Vorbeigehen auch noch Andere gerettet; er rettete Javert. Er zog mich aus diesem Abgrund um mich Dir zu geben. Er hat mich auf seinem Rücken durch den entsetzlichen Abzugskanal getragen. Ha, ich bin ein undankbares Ungeheuer. Cosette,

nachdem er Deine Vorsehung gewesen war, ist er auch die meinige geworden. Stelle Dir einen entsetzlichen Erdsturz vor, indem man hundert Mal ertrinken könnte, ertrinken in dem Kothe, Cosette! Er hat mich hindurch getragen. Ich war ohnmächtig, ich sah nichts, hörte nichts, konnte nichts von meinem eigenen Abenteuer wissen. Wir führen ihn zurück, wir nehmen ihn mit uns, er mag wollen oder nicht, er darf uns nicht mehr verlassen. Wenn er nur zu Hause ist! Wenn wir ihn nur finden! Ich will mein ganzes übriges Leben darauf verwenden, ihn zu verehren. Ja, das muß es sein, siehst Du, Cosette? Ihm wird Gavroche den Brief übergeben haben. Alles erklärt sich dadurch. Du begreifst."

Cosette begriff kein Wort.

„Du hast Recht," sagte sie. „Ich begreife es."

Indeß fuhr der Fiaker weiter.

V.

Letzte Nacht, hinter welcher es Tag wird.

Als Jean Valjean an die Thür klopfen hörte, drehte er sich um.

„Herein," sagte er matt.

Die Thür öffnete sich, Cosette und Marius erschienen.

Cosette stürzte sich in das Zimmer.

Marius blieb auf der Schwelle stehen und lehnte sich an den Kranz der Thür.

„Cosette!“ sagte Jean Valjean und richtete sich auf seinem Stuhle empor, die Arme geöffnet und zitternd, bleich, finster, mit einer unendlichen Freude in den Augen.

Cosette, welche vor Rührung erstickte, sank an die Brust Jean Valjeans.

„Vater!“ sagte sie.

Jean Valjean stammelte verwirrt:

„Cosette! Sie! Sie, gnädige Frau! Du bist es! O, mein Gott!

Und, von den Armen Cosettens umschlungen, rief er:

„Du bist es! Du bist hier! Du verzeihst mir also!“

Marius senkte die Augenlider, um seinen Thränen zu verhindern, zu fließen, that einen Schritt vorwärts und flüsterte, mit zusammengezogenen Lippen, um sein Schluchzen zu unterdrücken:

„Mein Vater!“

„Und auch Sie verzeihen mir?“ sagte Jean Valjean.

Marius vermochte kein Wort zu finden, und Jean Valjean fügte hinzu:

„Ich danke!“

Cosette riß ihren Shawl ab und warf ihren Hut auf das Bett.

„Er ist mir im Weg,“ sagte sie.

Sie setzte sich auf die Kniee des Greises, schob mit einer bewundernswürdigen Bewegung seine weißen Haare auseinander und küßte ihn auf die Stirn.

Jean Valjean ließ, wie verwirrt, Alles mit sich geschehen.

Cosette, die nur sehr undeutlich begriff, verdoppelte ihre Liebkosungen, als ob sie Marius Schuld hätte bezahlen wollen.

Jean Valjean stammelte:

„Wie einfältig man ist! Ich glaubte, Sie nicht mehr wieder zu sehen. Denken Sie sich, Herr Pontmercy, daß ich in dem Augenblick, wo Sie eintraten, zu mir sagte: Es ist aus! Da ist Ihr kleines Kleid; ich bin ein elender Mensch, ich werde Cosette nicht wiedersehen, ich sagte das in eben dem Augenblick, als Sie die Treppe herauf kamen. War ich dumm! So dumm kann man sein! Aber man rechnet ohne den lieben Gott. Der liebe Gott sagt: Du bildest Dir ein, daß man Dich verlassen wird, Einfaltspinsel! Nein, nein, so soll das nicht sein. Es ist da ein armer Alter, der eines Engels bedarf. Und der Engel kommt; und man sieht seine Cosette wieder! Man sieht seine theure Cosette wieder! Ach ich war sehr unglücklich."

Er vermochte einen Augenblick nicht zu sprechen, dann fuhr er fort:

„Es war mir wirklich ein Bedürfniß, Cosette von Zeit zu Zeit ein wenig zu sehen. Ein Herz verlangt einen Knochen, an dem es nagen kann. Indeß fühlte ich wohl, daß ich überflüssig war. Ich gab mir darauf Gründe an: sie bedürfen Deiner nicht, bleib in Deinem Winkel; man hat kein Recht, sich ewig zu machen. Ach, gesegneter Gott, ich sehe sie wieder! Weißt Du, Cosette, daß Dein Mann sehr schön ist? Ei, Du hast einen hübschen gestickten Kragen! Das Muster gefällt mir. Dein Mann hat es gewählt, nicht wahr? Und dann mußt Du einen Caschemirshawl haben. Herr Pontmercy, erlauben Sie mir, sie Du zu nennen. Es ist nicht mehr für lange Zeit."

Und Cosette sagte:

„Welche Bosheit, uns so zu verlassen! Wohin sind Sie denn gegangen? Weshalb sind Sie so lange fortgeblieben? Sonst dauerte Ihre Reise immer nur drei oder vier Tage. Ich habe Nikolette geschickt und man antwortete immer: Er wäre abwesend. Seit wann sind Sie zurück? Weshalb haben Sie es uns nicht wissen lassen? Wissen Sie

wohl, daß Sie sehr verändert aussehen? Ach, der häßliche Vater! Er ist krank geworden, und wir haben es nicht gewußt! Sieh nur, Marius, fühle seine Hand an, wie kalt sie ist."

„So sind Sie also da, Herr Pontmercy! Sie verzeihen mir," wiederholte Jean Valjean.

Bei diesen Worten, die Jean Valjean zum Zweitenmal sagte, fand Alles das, was sich in dem Herzen angehäuft hatte, einen Ausweg, und er rief:

„Cosette, hörst Du? So steht es mit ihm! Er bittet mich um Verzeihung, und weißt Du, was er mir gethan hat, Cosette? Er hat mir das Leben gerettet. Er that mehr. Er hat Dich mir gegeben. Und nachdem er mich gerettet und Dich mir gegeben hatte, Cosette, was hat er da mit sich selbst gemacht? Er hat sich geopfert. So ist dieser Mann. Und mir, dem Undankbaren, mir, dem Vergeßlichen, mir, dem Unbarmherzigen, mir, dem Strafbaren, sagt er: Ich danke! Cosette, brächte ich mein ganzes Leben zu den Füßen dieses Menschen hin, so wäre das noch zu wenig. Diese Barrikade, dieser Abzugskanal, diese Kloake, das Alles hat er durchgemacht für mich, Cosette! Er hat mich durch alle diese Tode getragen, die er von mir abwendete und die er für sich annahm. Allen Muth, alle Tugenden, allen Heldenmuth, alle Heiligkeit besitzt er. Cosette, dieser Mann ist der Engel selbst!"

„Still, still!" sagte Jean Valjean leise. „Weshalb sagen Sie das Alles?"

„Aber Sie!" rief Marius mit einem Zorn, bei welchem die Verehrung durchklang, „weshalb haben Sie das nicht gesagt? Es ist auch Ihre Schuld. Sie retten den Leuten das Leben und verbergen es ihnen! Sie thun noch mehr: Unter dem Vorwande, sich zu enthüllen, verläumden Sie sich. Das ist abscheulich."

„Ich habe die Wahrheit gesagt,“ erwiderte Jean Valjean.

„Nein,“ entgegnete Marius, „die Wahrheit, das ist die ganze Wahrheit, und die haben Sie nicht gesagt. Sie waren Herr Madeleine; weshalb haben Sie das nicht gesagt? Ich verdanke Ihnen mein Leben, weshalb haben Sie das nicht gesagt?“

„Weil ich ebenso dachte, wie Sie. Ich fand, daß Sie Recht hatten, ich mußte fort. Hätten Sie die Angelegenheit mit der Kloake gewußt, so würden Sie mich haben bei sich behalten wollen. Ich mußte daher schweigen; hätte ich davon gesprochen, so würde das Alle in Verlegenheit gesetzt haben.“

„Wen sollte es in Verlegenheit gesetzt haben?“ entgegnete Marius. „Glauben Sie etwa, daß Sie hier bleiben dürfen? Wir nehmen Sie mit uns. O, mein Gott! wenn ich daran denke, daß ich nur durch Zufall das Alles erfahren habe! Wir nehmen Sie mit uns. Sie bilden einen Theil von uns selbst. Sie sind Cosette's Vater und der meinige. Sie werden in diesem abscheulichen Hause keinen Tag länger zubringen. Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie morgen noch hier sein werden.“

„Morgen,“ sagte Jean Valjean, „werde ich nicht hier sein, aber ich werde auch nicht bei Ihnen sein.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ entgegnete Marius. „O, wir erlauben keine Reise mehr. Sie dürfen uns nicht wieder verlassen, Sie gehören uns. Wir lassen Sie nicht los.“

„Diesmal ist es ganz gewiß so,“ fügte Cosette hinzu. „Wir haben unten einen Wagen. Ich entführe Sie. Muß es sein, so wende ich Gewalt an.“

Und lachend machte sie eine Bewegung, als wollte sie den Greis auf ihre Arme nehmen.

„Ihr Zimmer ist noch immer in unserem Hause für

Sie bereit, fuhr sie fort. Wenn Sie wüßten, wie hübsch der Garten jetzt ist! Die Azaleen kommen sehr schön. Die Alleen sind mit Flußsand bestreut. Sie werden meine Erdbeeren essen. Ich begieße sie selbst. Und dann nichts mehr von gnädiger Frau, nichts mehr von Herr Jean, wir sind in der Republik, wo alle Welt Du zu einander sagt, nicht wahr, Marius? Das Programm ist geändert. Wenn Du wüßtest, Vater, ich habe einen Kummer gehabt; ein Rothkehlchen hatte sein Nest in ein Mauerloch gebaut; eine abscheuliche Katze hat es gefressen. Mein armes, hübsches, kleines Rothkehlchen, das den Kopf in mein Fenster steckte und mich ansah! Ich habe darüber geweint, ich hätte die Katze todt schlagen mögen! Aber jetzt weint Niemand mehr. Alle Welt lacht. Alle Welt ist glücklich. Du kommst mit uns. Wie zufrieden wird der Großvater sein! Du sollst Dein Beet in dem Garten haben. Du bestellst es und wir wollen sehen, ob Deine Erdbeeren so schön sind, wie meine. Und dann werde ich Alles thun, was Du willst, und dann wirst Du mir gehorchen."

Jean Valjean hörte sie an, ohne sie zu verstehen. Er vernahm mehr den Wohllaut ihrer Stimme, als den Sinn ihrer Worte. Eine jener großen Thränen, welche die finsteren Perlen der Seele sind, sammelte sich langsam in seinem Auge. Er murmelte:

„Gott ist gut, der Beweis dafür ist, daß ich sie sehe."

„Mein Vater," sagte Cosette.

Jean Valjean fuhr fort:

„Es ist wohl wahr, daß es reizend sein müßte, beisammen zu leben. Ihre Bäume sind mit Vögeln angefüllt. Ich würde mit Cosette lustwandeln. Zu den Menschen gehören, welche leben, welche sich guten Tag sagen, welche sich in dem Garten rufen, das ist süß. Man sieht sich vom Morgen an. Wir würden Jeder ein kleines Fleckchen bebauen. Sie

ließe mich von ihren Erdbeeren essen, ich pflückte ihr von meinen Rosen. Das wäre reizend. Nur —"

Er unterbrach sich und sagte dann sanft:

„Es ist schade!"

Die Thräne fiel nicht; sie trat zurück und Jean Valjean ersetzte sie durch ein Lächeln.

Cosette nahm die beiden Hände des Greises in die ihrigen.

„Mein Gott," sagte sie, Deine Hände sind noch kälter. „Bist Du krank? Leidest Du?"

„Ich? Nein," erwiderte Jean Valjean; „ich fühle mich sehr wohl. Nur —"

Er hielt inne.

„Nur —"

„Was?"

„Nur werde ich sogleich sterben."

Cosette und Marius erbebten.

„Sterben!" rief Marius.

„Ja, aber das ist Nichts," sagte Jean Valjean.

Er athmete, lächelte und fuhr fort:

„Cosette, Du sprichst zu mir, fahre fort, sprich weiter, Dein kleines Rothkelchen ist also todt, sprich, daß ich Deine Stimme höre!"

Marius blickte erschröcken den Greis an.

Cosette stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Vater! Mein Vater! Du wirst leben. Du mußt leben. Ich will, daß Du lebst, hörst Du wohl!"

Jean Valjean erhob mit dem Ausdruck der Anbetung den Kopf zu ihr.

„Ach, ja, verbiete mir zu sterben. Wer weiß? Vielleicht gehorche ich. Ich war im Begriff zu sterben, als Ihr kamet. Das hat mich gehindert. Es war mir, als wecke ich wieder auf."

„Sie sind voll Kraft und Leben," rief Marius. „Bil-

den Sie sich ein, man stürbe so? Sie haben Kummer gehabt, aber Sie werden keinen mehr haben. Ich bitte Sie um Verzeihung und auf meinen Knieen! Sie werden leben und leben mit uns, noch lange leben. Wir nehmen Sie zurück. Wir sind hier Zwei, die künftig nur den einen Gedanken haben werden: Ihr Glück."

„Du siehst wohl," sagte Cosette, in Thränen aufgelöst, „daß Marius sagt: Sie dürfen nicht sterben."

Jean Valjean fuhr fort, zu lächeln.

„Wenn Sie mich zu sich nähmen, Herr von Pontmercy, würde das nicht machen, daß ich der nicht wäre, der ich bin. Nein, Gott hat so gedacht wie Sie und ich, und er ändert seine Ansicht nicht; es ist nützlich, daß ich gehe. Der Tod ist ein gutes Auskunftsmittel. Gott weiß besser, wie wir, was uns frommt. Seien Sie glücklich, Herr von Pontmercy hat Cosette, die Tugend heirathet den Morgen, seid Ihr, meine Kinder, von Lilien und Nachtigallen umgeben, Euer Leben sei ein schöner Rasen, von Sonne beschienen, aller Zauber des Himmels möge Eure Seele erfüllen, und ich, der ich zu Nichts nütze bin, ich sterbe; ganz gewiß ist das Alles gut. Seien Sie vernünftig; es ist jetzt Nichts mehr möglich, und ich fühle vollkommen, daß es zu Ende ist. Vor einer Stunde hatte ich eine Ohnmacht. Und dann diese Nacht habe ich den ganzen Wasserkrug dort ausgetrunken. Wie gut Dein Mann ist, Cosette! Du hast es bei ihm viel besser wie bei mir."

Ein Geräusch entstand an der Thür. Es war der Arzt, der eintrat.

„Guten Tag und lebe wohl, Doctor," sagte Jean Valjean. „Hier sind meine armen Kinder."

Marius näherte sich dem Arzt. Er richtete an ihn nur die Worte: „Mein Herr?" — aber in der Art und Weise, wie er sie aussprach, lag eine vollständige Sprache.

Der Arzt antwortete durch einen ausdrucksvollen Blick.

„Weil die Dinge uns nicht gefallen," sagte Jean Valjean, „ist das kein Grund, um ungerecht gegen Gott zu sein."

Es entstand ein Schweigen. Alle fühlten ihre Brust jedrückt.

Jean Valjean wendete sich zu Cosette. Er betrachtete sie, als wollte er für die Ewigkeit sie in sich aufnehmen. In der Tiefe des Schattens, zu der er schon hinabgestiegen war, wurde das Entzücken ihm noch möglich, indem er Cosetten ansah. Der Widerschein dieses milden Gesichts beleuchtete seine blassen Züge. Auch das Grab kann noch seinen Glanz haben.

Der Arzt befühlte seinen Puls.

„Ach, Sie sind es, die er bedurfte!" flüsterte er, indem er Cosette und Marius ansah.

Dann neigte er sich zu Marius' Ohr und fügte sehr leise hinzu:

„Zu spät!"

Beinahe ohne aufzuhören, Cosette anzusehen, blickte Jean Valjean voll Heiterkeit auf Marius und den Arzt. Man hörte die kaum verständlichen Worte flüstern:

„Es ist Nichts, zu sterben; es ist entsetzlich, nicht zu leben."

Plötzlich stand er auf. Diese wiederkehrende Kraft ist zuweilen ein Zeichen des Todeskampfes. Er ging mit festem Schritt zu der Wand, schob Marius und den Arzt, die ihn unterstützen wollten, bei Seite, nahm von der Mauer das kleine kupferne Crucifix, das an derselben hing und setzte sich dann wieder mit der ganzen Freiheit der Bewegung und sagte mit lauter Stimme, indem er das Crucifix auf den Tisch legte:

„Das ist der große Märtyrer."

Dann sank seine Brust ein, wie wenn die Trunkenheit des Grabes ihn erfaßte, und seine beiden Hände, die auf

seinen Knieen lagen, bohrten sich mit den Nägeln in den Stoff seines Beinkleides.

Cosette hielt ihm die Schultern, schluchzte und bemühte sich, zu ihm zu sprechen, ohne daß es ihr gelingen wollte.

Man hörte nur undeutlich und unter Thränen die Worte: „Mein Vater! verlasse uns nicht. Ist es denn möglich, daß wir Dich nur wiederfinden, um Dich zu verlieren?“

Man könnte sagen, daß der Todeskampf sich windet. Er geht, kommt, schreitet dem Grabe entgegen und kehrt wieder zu dem Leben zurück. Es liegt Etwas wie ein Versuch in der Handlung des Sterbens.

Nach dieser halben Betäubung wurde Jean Valjean wieder kräftiger; er schüttelte die Stirn, als wollte er die Nebel von derselben verbannen und wurde beinahe wieder kräftig. Er ergriff den Zipfel von dem Aermel Cosettens und küßte ihn.

„Er erholt sich! Doctor, er erholt sich!“ rief Marius.

„Ihr seid alle Beide gut,“ sagte Jean Valjean. „Ich will Euch sagen, was mir Schmerz bereitet hat. Was mich betrübte, Herr von Pontmercy, war, daß Sie das Geld nicht anrühren wollten. Das Geld gehört mit Recht Ihrer Frau. Ich will es Euch erklären, meine Kinder, und ich bin sogar deshalb zufrieden, Euch zu sehen. Das schwarze Schmelzglas kommt aus England, das weiße aus Norwegen. Das Alles steht auf dem Papier hier, das Ihr lesen werdet. Ich habe für die Armbänder eine Erfindung gemacht, wodurch sie hübscher, wohlfeiler und besser werden. Ihr begreift, wie viel Geld man dadurch gewinnen kann. Das Vermögen Cosettens ist also rechtmäßig erworben. Ich sage Euch das, damit Euer Gewissen sich beruhigt.“

Die Thürhüterin war heraufgekommen und blickte durch die halbgeöffnete Thür. Der Arzt schickte sie fort, aber er

konnte es nicht verhindern, daß die gute Frau, ehe sie verschwand, in ihrem Eifer dem Sterbenden zurief:

„Wollen Sie einen Priester?“

„Ich habe einen,“ erwiderte Jean Valjean, und mit dem Finger schien er über seinem Kopf auf einen Punkt zu deuten, als erblickte er dort Jemand.

Es ist wahrscheinlich, daß der Bischof in der That diesem Todeskampfe beiwohnte.

Cosette schob ihm sanft ein Kissen unter die Hüften.

Jean Valjean fuhr fort:

„Herr von Pontmercy, ich beschwöre Sie, fürchten Sie Nichts. Die sechshunderttausend Francs gehören von Rechtswegen Cosette. Ich hätte mein ganzes Leben verloren, wenn Sie des Geldes nicht genießen wollten! Es war uns gelungen, diese Glasarbeiten sehr gut zu machen. Wir wetteiferten mit dem, was man den Berliner Schmuck nennt. Aber man kann dem deutschen schwarzen Glas nicht gleichkommen. Ein Groß, welches zwölfhundert sehr gut geschnittene Gläser enthält, kostet nur drei Francs.“

Wenn ein Wesen, das uns theuer ist, sterben soll, sieht man es mit einem Blick an, der sich an dasselbe klammert, als wollte er es zurückhalten. Cosette und Marius, beide stumm in ihrer Qual, wußten nicht, was sie dem Todten sagen sollten und standen aufrecht vor ihm, verzweiflungsvoll, zitternd, einander bei der Hand haltend.

Jean Valjean schwand von Augenblick zu Augenblick mehr dahin. Sein Athem war stockend geworden; er fing an zu röcheln. Nur mühsam bewegte er den Vorderarm; seine Füße hatten jede Bewegung verloren, und während sein Körper hinsank, zeigte sich die ganze Majestät seiner Seele auf seiner Stirn. Das Licht einer unbekannten Welt war schon in seinen Augen sichtbar.

Sein Gesicht wurde bleicher, und zu gleicher Zeit lächelte er. Es lag etwas Anderes, als das Leben in seinen

Zügen. Sein Athem stockte, sein Blut erhob sich. Er schien eine Leiche zu sein, an der man Flügel fühlt.

Er gab Cosette ein Zeichen, sich zu nähern, dann Marius; es war offenbar die letzte Minute, und er sprach so leise, daß es schien, als töne seine Stimme aus der Ferne, als sei eine Mauer zwischen ihm und ihnen aufgeführt.

„Tritt näher, tretet beide näher. Ich liebe Euch sehr. Oh, es ist gut, so zu sterben! Du liebst mich auch, meine Cosette. Ich wußte wohl, daß Du immer Freundschaft für Deinen guten Alten fühltest. Wie freundlich es von Dir ist, daß Du mir das Kissen untergeschoben hast! Du wirst mich ein wenig beweinen, nicht wahr? Nicht zu sehr. Ich will nicht, daß Du wirklich Kummer hast. Ihr müßt Euch gut unterhalten, meine Kinder.“

„Ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß man an den Schnallen ohne Dornen noch mehr gewinnt, als an allen übrigen. Das Groß, zwölf Dutzend, kostet zehn Francs und wurde für sechzig verkauft. Es ist wirklich ein guter Handel. Sie dürfen sich daher nicht über die sechshunderttausend Francs wundern, Herr von Pontmercy. Es ist redlich verdientes Geld. Sie können mit Ruhe reich sein. Sie müssen eine Equipage haben, von Zeit zu Zeit eine Loge im Theater, schöne Balltoiletten, meine Cosette, und dann Ihren Freunden gute Mahlzeiten geben und sehr glücklich sein. Ich schrieb so eben an Cosette. Ihr werdet meinen Brief finden. Euch hinterlasse ich die beiden Leuchter, die auf dem Kamine stehen. Sie sind von Silber; aber für mich sind sie von Gold, von Diamanten; sie verwandeln die Lichter, die man darauf steckt, in Altarkerzen. Ich weiß nicht, ob der, welcher sie mir gab, dort oben zufrieden mit mir ist. Ich that, was ich vermochte. Meine Kinder, Ihr werdet nicht vergessen, daß ich ein Armer bin; Ihr werdet mich in dem ersten besten Erdwinkel begraben lassen, unter einem

Steine, um den Ort zu bezeichnen. Das ist mein Wille. Keinen Namen auf den Stein. Will Cosette zuweilen ein wenig hingehen, so wird mir das Freude machen. Sie auch Herr von Pontmercy. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie nicht immer geliebt habe; ich bitte Sie deshalb um Verzeihung. Jetzt sind Sie beide nur noch eins für mich. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ich fühle, daß Sie Cosetten glücklich machen. Wenn Sie wüßten, Herr von Pontmercy, Ihre schönen rosigen Wangen, das war meine Freude; wenn ich sie etwas blaß sah, war ich traurig. In der Kommode liegt eine Banknote von fünfhundert Francs. Ich habe sie nicht angerührt. Sie ist für die Armen. Cosette, siehst Du Dein kleines Kleid dort auf dem Bette? Erkennst Du es? Es sind doch seitdem erst zehn Jahre. Wie die Zeit vergeht! Wir sind sehr glücklich gewesen. Es ist zu Ende. Meine Kinder weint nicht; ich gehe nicht weit, ich werde Euch von dort sehen. Cosette, erinnerst Du Dich denn an Montfermeil? Du warst in dem Walde und fürchtetest Dich sehr. Erinnerst Du Dich noch daran, als ich den Henkel des Wassereimers nahm? Das war das erste Mal, als ich Deine armen kleinen Hände berührte. Sie waren so kalt! Ach, mein Fräulein, Sie hatten damals rothe Hände, aber jetzt sind sie sehr weiß. Und die große Puppe! Erinnerst Du Dich an die? Du nanntest sie Katharine. Du beklagtest, sie nicht in das Kloster mitgenommen zu haben! Wie habe ich manchmal über Dich lachen müssen, mein süßer Engel! Wenn es geregnet hatte, schifftest Du auf den Rinnsteinen Strohhalme ein und sahst sie fortschwimmen. Eines Tages schenkte ich Dir einen Ballschlegel und einen Federball mit gelben, blauen und grünen Federn. Du hast das vergessen. Du warst so schelmisch, als Du klein warst! Du spieltest.

Du hingst Dir Kirschen an die Ohren. Das sind Dinge der Vergangenheit. Die Wälder, durch die man mit

seinem Kinde, die Bäume, unter denen man lustwandelte, die Klöster, in denen man sich verbarg, die Spiele, das gute, kindliche Lachen, das ist Finsterniß. Ich hatte mir eingebildet, das Alles gehörte mir. Darin lag meine Dummheit. Die Thénardiers sind boshaft gewesen. Man muß ihnen verzeihen. Cosette, jetzt ist der Augenblick gekommen, Dir den Namen Deiner Mutter zu sagen. Sie nannte sich Fantine. Behalte den Namen: Fantine. Kniee nieder, so oft Du ihn aussprichst. Sie hat viel gelitten. Sie hat Dich sehr geliebt. Sie hat Alles an Unglück gehabt, was Du an Glück hast. Das sind die Fügungen Gottes. Er ist dort oben, er sieht uns Alle, und er weiß, was er in der Mitte seiner großen Sterne thut. Ich werde also gehen, meine Kinder. Liebt Euch immer recht sehr. Es giebt nichts Anderes auf der Welt, als sich zu lieben. Ihr werdet zuweilen an den armen Alten denken, der hier gestorben ist. Ach, meine Cosette, es ist nicht meine Schuld, wenn ich Dich diese ganze Zeit her nicht gesehen habe. Das zerriß mir das Herz. Ich ging bis zu der Ecke der Straße; ich muß einen komischen Eindruck auf die Menschen gemacht haben, die mich vorbeigehen sahen; ich war wie ein Narr. Einmal bin ich ohne Hut ausgegangen. Meine Kinder, ich sehe jetzt nicht mehr deutlich; ich hatte Euch noch Manches zu sagen, aber das ist gleich. Denkt ein wenig an mich. Ihr seid gesegnete Geschöpfe. Ich weiß nicht, was mir ist; ich sehe Licht. Tretet noch näher. Ich sterbe gern. Gebt mir Eure theuren, geliebten Köpfe, daß ich meine Hände darauf lege."

Cosette und Marius sanken auf die Kniee, außer sich, in Thränen erstickt, und Jedes von ihnen erfaßte eine der Hände Jean Valjean's. Diese Hände rührten sich jetzt nicht mehr.

Er hatte sich zurückgelehnt. Das Licht der beiden Leuchter beschien ihn; sein weißes Gesicht blickte zum Himmel

auf, er ließ Cosette und Marius seine Hände mit Küssen bedecken; er war todt.

Die Nacht war sternenlos und vollkommen dunkel. Ohne Zweifel wartete in dieser Dunkelheit ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln auf die Seele.

VI.

Das Gras deckt, die Wunde vernarbt.

Auf dem Kirchhofe des Père=Lachaise, in der Nähe des allgemeinen Grabes, weit von dem eleganten Viertel dieser Gräberstadt entfernt, weit entfernt von allen den Denkmälern, welche der Ewigkeit gegenüber die abscheulichen Moden des Todes entfalten, in einer öden Ecke, an einer alten Mauer, unter einem Taxusbaum, an den sich Schlingpflanzen in die Höhe ranken, liegt ein Stein. Dieser Stein ist ebenso wenig, wie alle Uebrigen, gegen die Wirkungen des Wetters, wie gegen das Moos und den Unrath der Vögel geschützt. Das Wasser macht ihn grün, die Luft macht ihn schwarz. Er liegt neben keinem Gange, und man geht nicht gern zu ihm hin, weil das Gras hier sehr hoch ist und man sich darin die Füße naß macht. Scheint ein wenig Sonne, so kommen die Eidechsen zu diesem Stein. Ringsumher rauscht der wilde Hafer. Im Frühjahr singen die Grasmücken in dem Baume.

Dieser Stein ist ganz nackt. Indem man ihn behaute, hat man nur an die Nothwendigkeit des Grabes gedacht und keine andere Sorge getragen, als den Stein lang und breit genug zu machen, um einen Menschen zu bedecken.

Man liest darauf keinen Namen.

Ende.

Druck von R. Gensch in Berlin.